

Bögen über Raum und Zeit

Abhandlungen der
Humboldt-Gesellschaft für
Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.
Band 22, 2009

Bögen über Raum und Zeit

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e. V.**

Band 22, 2009

Bögen über Raum und Zeit

Mit Beiträgen von

Inge Brose-Müller, Reinhold Brunner, Hartmut Fröschle,
Dagmar Hülsenberg, Hagen Jäger, Volker Leppin, Michael Maul und
Ulrich Stottmeister

Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.

CIP-Kurztitel-Aufnahme der Deutschen Bibliothek:
Bögen über Raum und Zeit.
Abhandlungen

Humboldt-Gesellschaft e.V., Mannheim
ISBN 978-3-940456-06-9

Copyright 2009 by Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.
Sitz Mannheim;

jede Art der Vervielfältigung und Wiedergabe ist untersagt.

1. Auflage, 400 Exemplare

Redaktion: Prof. Dr. Dr. Dagmar Hülsenberg, Ilmenau

Computersatz: Peter W. Schwickert, Höhr-Grenzhausen

Druck und Verlag: TZ-Verlag & Print GmbH, 64380 Roßdorf

www.edition-tz.de

www.tz-verlag.de

Inhalt

Anschriften der Autoren	6
Vorwort.....	7
INGE BROSE-MÜLLER: „Wenn ich ein Vöglein wär' ...“ Das Vogelmetapher in Sprache, darstellender Kunst und Literatur – Beispiele und Überlegungen auf kulturhistorischer Grundlage	9
RHEINHOLD BRUNNER: Zwischen Weltbürgerlichkeit und Provinzialität. Eine kurze Geschichte der Stadt Eisenach.....	49
HARTMUT FRÖSCHLE: Europa als Kulturraum – Entstehung, Entwicklung und Gefährdung.....	77
DAGMAR HÜLSENBERG: Glas und Keramik in der Medizintechnik	101
HAGEN JÄGER: Zwischen Mystik und Revolution – Zum Selbstverständnis des Reformators Thomas Müntzer.....	129
VOLKER LEPPIN: Entscheidungsjahre der Reformation. Luthers Weg zur Wartburg	149
MICHAEL MAUL: Johann Sebastian Bachs neu aufgefundene Arie <i>Alles mit Gott und nichts ohn' ihn</i> , BWV 1127	159
ULRICH STOTTMEISTER: Umweltbiotechnologie in Europa: Trends und Entwicklungen	173

Anschriften der Autoren

Inge Brose-Müller, Nadlerstr. 1, 68259 Mannheim,
<ingebrosemueller@t-online.de>, Tel. 0621/823131

Dr. Reinhold Brunner, Staatsarchiv Eisenach, Markt 24, 99817 Eisenach
<reinhold.brunner@eisenach.de>, Tel. 03691/670132

Prof. em. Dr. Hartmut Fröschle, Allenbergstr. 6, 70329 Stuttgart
<hartfro@t-online.de>, Tel. 0711/324439

Prof. i.R. Dr. Dr. Dagmar Hülsenberg, Lindenberg 60, 98693 Ilmenau
<dagmar.huelsenberg@t-online.de>, Tel. 03677/882878

Dr. Hagen Jäger, Pfarrgasse 36, 99819 Großenlupnitz
<info@lutherhaus-eisenach.de>, Tel. 036920/80348

Prof. Dr. habil. Volker Leppin, Fürstengraben 6, 07743 Jena
<volker.leppin@uni-jena.de>, Tel. 03641/941135

Dr. Michael Maul, Bach-Archiv Leipzig, Postfach 101349; 04013 Leipzig
<maul@bach-leipzig.de>, Tel. 0341/9137263

Prof. i.R. Dr. habil. Ulrich Stottmeister, Lidicestr. 8, 04349 Leipzig
<ulrich.stottmeister@ufz.de>, Tel. 0341/9211139

Vorwort

Die 22. Abhandlung will die Breite der Inhalte der vergangenen drei Tagungen der Humboldt-Gesellschaft widerspiegeln und gleichzeitig die Beiträge der verschiedenen Autoren möglichst zeitnah zu ihrer Einreichung einem erweiterten Publikum vorstellen. Um die Kunst nicht zu kurz kommen zu lassen, wird die 22. Abhandlung durch eine eher lyrisch unterlegte Arbeit eingeleitet.

Nicht jeder Referent unserer Tagungen hat seinen Beitrag zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt. So enthält die 22. Abhandlung nur *einen* Beitrag zum fachlichen Schwerpunkt der 85. Tagung „Medizintechnik“, nur *zwei* Beiträge zur „Herausforderung durch das geeinte Europa“, mit der sich die 86. Tagung der Humboldt-Gesellschaft beschäftigte, aber *vier* Arbeiten, die zur 87. Tagung vorgetragen wurden und sich um den Tagungsort Eisenach, die Reformation und J.S. Bach ranken.

Die Anordnung der Artikel erfolgt alphabetisch entsprechend der Namen der Autoren. Der größere Teil der Aufsätze ist, da es sich im Original um Vorträge handelt, in der Ich-Form geschrieben, so dass aus der Sicht der Verfasser eine sehr persönliche Note entsteht. Daraus resultiert auch eine schwer zu vereinheitlichende Darstellungsweise, Quellenangabe oder Formatierung, in die nur in der Ausnahme ordnend eingegriffen wurde. Neu sind die vielen, auch farbigen Bilder. In keinem Fall steht die reine Wissenschaft im Mittelpunkt, sondern das Anliegen der Abhandlung besteht vielmehr in der Vermittlung von Bildung im Humboldt'schen Sinne.

Die fachliche Breite der verschiedenen Aufsätze möge jedem Leser einen für ihn interessanten Einblick in die behandelten Fragen bieten. Die Autoren haben sich bemüht, auch dem Leser ohne spezielle Detailkenntnisse ihr Anliegen nachvollziehbar vorzustellen. Möge die Lektüre spannend sein und die Neugier auf weitere Abhandlungen wecken.

DAGMAR HÜLSENBERG
Koordinatorin des Akademischen Rates
der Humboldt-Gesellschaft

Wenn ich ein Vöglein wär'... **Die Vogelmetapher in Sprache, darstellender Kunst und Literatur –** **Beispiele und Überlegungen auf kulturhistorischer Grundlage**

von INGE BROSE-MÜLLER

„Wenn ich ein Vöglein wär'...“ – warum haben wir diese Wunschbeziehung zu den gefiederten Wesen, diese Affinität oder, wie Werner Bergengruen schreibt: „Könnte ich dir sagen, kleine Meise, wie ich dir so wohlgesonnen bin“?

Die Meise auf Abbildung 1a ist ein Detail aus dem Bild eines oberrheinischen Meisters mit dem Titel *Das Paradiesgärtlein* (um 1410/20; siehe Abb. 1). Im Paradiesgärtlein definiert eine weißgetünchte, zinnenbekrönte Mauer den inneren geschützten Bereich. Hinter den Zinnen erstreckt sich die grenzenlose Weite; das strahlende Himmelsblau suggeriert Unendlichkeit. In der Abgeschiedenheit des Gartens ist die Welt überschaubar, friedlich. Der Drachen liegt überwunden auf dem Rücken, das Teufelchen sitzt ganz klein dem Engel zu Füßen. Die Wirkung ist bestimmt durch den wunderbaren Farbkontrast der blauen und roten Gewänder der Maria und der Heiligen, der dezent in der Pflanzendarstellung wiederholt wird. Die Details haben religiöse Aussagekraft; die Erdbeere z.B., steht mit ihren dreigliedrigen Blättern für die Dreifaltigkeit, und da sie gleichzeitig blühen und Frucht tragen kann, für die Jungfräulichkeit Mariä. Die Erdbeere hat also Symbolcharakter. Beachtenswert sind die zwölf kleinen Vögel, jeder von einer anderen Art, ähnlich wie wir Artenvielfalt in Noahs Arche erwähnt finden. Nur zwei der Vögel sitzen im Innenraum des Paradiesgärtleins, die anderen auf den Zinnen oder erhoben auf dem Baum – als seien sie auf der Grenze zum Unendlichen wie Mittler in eine andere Welt. Das erhöht den mystischen Eindruck des Bildes, da jede Figur nach innen schauend ruht. Nur den Vögeln traut man die Bewegung zu.

In einer weiteren religiösen Darstellung zeigt sich auch diese Vogelvielfalt. Martin Schongauer umgibt seine Madonna im Rosenhag (1473, in der Dominikanerkirche in Colmar; siehe Abb. 2) ebenfalls mit einem allegorischen Garten, in dem sich Buchfink und Rotkelchen (siehe Abb. 2a), Spatz (siehe Abb. 2b), Grasmücke (siehe Abb. 2c), Distelfink und Kohlmeise zu der Madonna mit Kind gesellen als die leicht gefiederten Kreaturen, die Lob singen und sich in den Himmel emporschwingen können.

In Dürers Kupferstich *Maria mit Meerkatze* (um 1498; siehe Abb. 3), steht das Vögelchen in direkter Beziehung zum Jesuskind, das es mit einem Schnullertüchlein lockt. Der Vogel wird hier wie in vielen parallelen Darstel-

lungen als Seelenvogel verstanden, den der Knabe oft auch schützend in der Hand birgt. So bei der Madonna mit Kind und Seelenvogel (1400) in der Stadtpfarrkirche von Wittstock (siehe Abb. 4). Wegen dieser Funktion, die Seele zu tragen, werden Vögel auf Grabsteinen abgebildet. Das Relief auf dem Scheinsarkophag des Arztes Joannes im Berliner Bodemuseum zeigt z.B. zwei Pfauen, die aber auch als Machtsymbol verstanden werden (siehe Abb. 5 und 5a).

Nach diesen ernsthaften Deutungen muss man einräumen: Vögel haben eine schwarze Seite. In ihrem Namen lässt sich trefflich schimpfen: Wenn mir jemand sagt, ich hätte einen Vogel, wäre das nicht schmeichelhaft! Bei erzürnten Autofahrern kann das entsprechende Zeichen sogar strafrechtlich verfolgt werden, heißt es doch, man sei nicht bei Verstand. Nach altem Volksglauben wird die Geistesgestörtheit dadurch verursacht, dass Vögel im Kopf nisten.¹ Weiß der Geier! Oder der Kuckuck? „Dass dich der Geier hole!“ In diesen Verwünschungs- und Beteuerungsformeln steht der Geier euphemistisch für den Teufel; der Leibhaftige sollte im Mittelalter möglichst nicht beim Namen genannt werden. In üblen Ruf kam der Geier ähnlich wie der Rabe dadurch, dass er Aasfresser ist. Er gilt als unrein.

Die Verbindung des Geiers zum Teufel stellt schon Hugo von Trimberg dar. Sein Lehrgedicht „Der Renner“, das 22.000 Verse umfasst, entstand zwischen 1290 und 1300 in Bamberg. Der Titel stammt nicht vom Autor, sondern vom Kanzler des Bistums Würzburg, Michael de Leone, der die oft sprunghafte Erzählweise damit charakterisierte:²

<p>Swa groze herren varent über lant, den folgen die gire nach sa zehant... alsam varent die tiufel gern, swa strit ist, tanz unt tabern, wan sie der sele wartent da.</p>	<p>(Wo irgend große Herren über Land fahren, folgen ihnen die Geier nach auf dem Fuß, genauso fahren die Teufel gern, dahin, wo Streit ist, Tanz und Taberne, weil sie da auf die Seele warten.)</p>
--	--

Die Teufel ziehen die Seele herab, sie stehen in Konkurrenz zu den Vögeln, die die Seele in den Himmel tragen können.

Das Vogelmotiv ist räumlich nicht auf unseren Kulturkreis beschränkt. Im Internet fand ich eine Untersuchung über die Vogelmetapher im Mandarin des Taiwanesischen. Die bildhafte Vorstellung reicht auch zeitlich weit zurück, bis in die Antike. Sie scheint den Menschen nahe zu liegen. Wo uns in der Natur Vögel umgeben, beflügeln sie unsere Phantasie oder geben uns die Möglichkeit, mit ihrem Bild etwas über unser Wesen auszusagen. Sie sind uns mehr zu

¹ Röhrich: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, Bd. 5.

² Verse 19.465ff. zit. nach Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 5.

Freunden geworden als andere Wesen der Natur. Was fasziniert uns an ihnen?

„Wenn ich ein Vöglein wär'...“ - das ist der Traum des Menschen vom Fliegen! Schon Ikarus träumte diesen Traum, oder eigentlich sein Vater Daidalos. Und welche Erfahrungen machten sie? Dazu der Sturz des Ikarus, Darstellung aus Ovids Metamorphosen (siehe Abb. 6). Daidalos, der Kunstfertige, ein sagenumwobener athenischer Ingenieur und Erfinder, soll seinen Neffen und Schüler Talos ermordet haben, weil dieser ihn an Geschicklichkeit übertraf. (Talos hatte Säge und Töpferscheibe erfunden.) Vom Areopag wegen des Verbrechens verurteilt, floh Daidalos nach Kreta und erbaute König Minos das Labyrinth. Minos wollte diesen geschickten Baumeister danach nicht mehr gehen lassen. Daidalos saß wie im Käfig. Da muss ihm etwas durch den Kopf gegangen sein, was unserem Volkslied „Wenn ich ein Vöglein wär'...“ entspricht! Er baute für sich und seinen Sohn Ikarus Flügel aus Wachs und Federn; damit entkamen sie aus Kreta. Doch Ikarus wollte hoch hinaus, kam der Sonne zu nahe, stürzte ab ins Meer und ertrank. Daidalos rettete sich auf eine Insel, die in den südlichen Sporaden westlich von Samos liegt und heute Ikaria heißt.

„Wenn ich ein Vöglein wär'...“ – dieses Konditional eröffnet unglaubliche Möglichkeiten. Die Identifikation ist ein Wunsch, mit dem man aufstrebt, sich in Gedanken rettet aus jeder Gefangenschaft und große Entfernungen überwindet. Der Vogel wird Inbegriff der Freiheit. Aufstieg und Absturz liegen gleichermaßen im Konditional. Die Möglichkeitsform schließt auch ein, dass das Fliegen ein Gedankenexperiment bleibt.

Unsere moderne Sicht wirft uns in den Indikativ! „Ich kann fliegen“ (siehe Abb. 7 und 7a) fand ich als Behauptung auf einem Plakat der TUI. Ist es so sicher, dass wir alles können, dass uns der Konjunktiv und das Wünschen verloren gehen? Die Werbung spielt ironisch mit unserem Wunsch, sie wirkt fast wie eine Traumsequenz. So können wir nicht in der Wirklichkeit fliegen, darum brauchen wir TUI!

Nicht nur Ikarus kommt der Sonne zu nahe und stürzt ab, auch Euphorien strebt empor und vergeht. Mit ihm wird das aufstrebende Wesen zur Metapher der Phantasie und Poesie, die wahrhaft Flügel verleiht. Faust und Helena versuchen, ihren Sohn in seinem Aufwärtsdrang zu zügeln:

“Aber hüte dich, zu fliegen, freier Flug ist dir versagt“, (Vers 9608³)

denn er ist ja ein Genius ohne Flügel (Vers 9602).

Doch er spürt das Gesetz in sich:

³ Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 3.

„Immer höher muss ich steigen,
Immer weiter muss ich schaun.“ (Vers 9821f.)

und:

„... ein Flügelpaar
Faltet sich los!
Dorthin! Ich muss! ich muss!
Gönnt mir den Flug!“ (Vers 9897ff.)

Der Chor stellt den Zusammenhang mit dem antiken Vorbild her:

„Ikarus! Ikarus!
Jammer genug.“ (Vers 9901f.)

„Wenn ich ein Vöglein wär
und auch zwei Flüglein hätt“ –

dieses Volkslied nimmt Herder 1778 in seine Liedersammlung auf. Das liebende Mädchen sehnt sich aus seinem erdgebundenen Menschendasein heraus, um die Distanz zum fernen Geliebten zu überwinden. Es identifiziert sich mit dem Vogel, zumindest im Konjunktiv, spürt aber, wie unreal das ist, und bescheidet sich in seiner Liebesklage:

„Weils aber nicht kann sein,
weils aber nicht kann sein,
bleib ich allhier.“

Die Unmöglichkeit steht im Indikativ und wird durch die Wiederholung noch eindringlicher.

“Wenn ich ein Vöglein wär / und auch zwei Flüglein hätt“ – ist die Aussage nicht doppelt gesagt? Ohne Flüglein kein Vogel! In den beiden Versen gibt es eine Steigerung, die schon in der Melodie hörbar wird: „Vöglein“ und „Flüglein“ sind als punktierte Noten hervorgehoben, „Flüglein“ zwei Töne höher. Der Vogel ist in seinem Hauptmerkmal des Fliegens ersehnt, das ihn von anderen Wesen der Natur unterscheidet.

Mephisto greift dies Volkslied ironisch auf, wenn er in der Szene „Wald und Höhle“ Faust über Gretchen berichtet:

„Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie steht am Fenster, sieht die Wolken ziehn
Über die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär! so geht ihr Gesang

Wenn ich ein Vöglein wär'...

Tage lang, halbe Nächte lang.
Einmal ist sie munter, meist betrübt,
...
Und immer verliebt.“ (Vers 3315ff.)

„Wenn ich ein Vöglein wär'...“ ist eine stehende Redewendung geworden, ein Topos für das allein gebliebene, sehnsuchtsvolle Mädchen. Doch auch die liebenden jungen Männer besingen die Vögel:

„Kommt ein Vogel geflogen,
setzt sich nieder auf mein' Fuß.
Hat ein Briefchen im Schnabel,
Von der Liebsten einen Gruß.

Lieber Vogel, fliege weiter,
nimm ein' Gruß mit und ein' Kuss,
denn ich kann dich nicht begleiten,
weil ich hierbleiben muss.“

Auch hier sind die Liebenden getrennt, der Vogel verbindet sie, ist ihr Bote.

Das Vöglein wird Schutzpatron der Liebenden, nicht etwa, weil im Deutschen von dem Substantiv jenes Verb für das frühlingshafte Tun der Vögel abgeleitet wird! Nein, sie haben die Fähigkeit, in den Himmel aufzusteigen!

Walther von der Vogelweide, sein Name ist sprechend, erkennt die Vögel als Inbegriff der Lebensfreude:

„So die bluomen uz dem grase dringent, same si lachen gegen der spilden sunnen, in einem meien an dem morgen fruou, und diu kleinen vogellin wol singent in ir besten wise die si kunnen, was wünne mac sich da gelichen zuo? ez ist wol halb ein himmelriche.“ (Walther, S. 63)	(Wenn die Blumen aus dem Gras sprießen, wenn sie der spielenden Sonne entgegenlachen, an einem frühen Maimorgen, und wenn die kleinen Vöglein wohl in ihrer allerbesten Weise singen, welche Wonne mag dem gleichen? es ist wohl halb ein Himmelreich.)
---	---

Auch in dem Gedicht

„Uns hat der winter geschat über al: heide unde walt sint beide nu val, da manic stimme vil suoze inne hal saehe ich die megde an der straze den bal werfen! so kaeme uns der vogele schal.“ (Walther, S. 52)	(Uns hat der Winter überall geschadet: Heide und Wald sind beide nun fahl, worin sonst viele Stimmen sehr süß hallten. Sähe ich doch die Mädchen an der Straße den Ball werfen! Dann käme zu uns der Vögel Gesang.)
--	--

wünscht der Dichter die Vögel herbei, nun aber nicht wegen ihrer freien Bewegung wie im Volkslied, sondern wegen ihres schönen Gesangs: „der vogeleschal“, mit dem auch der belebende Frühling anbricht. In diesem Zusammenhang steht eins der berühmtesten Gedichte Walthers, mit dem er von der „hohen Minne“, in der die „here frouwe“ besungen wird, zu den Mädchenliedern übergeht – mit der Liebe, eingebettet in die Natur. Die Worte sind der jungen Frau in den Mund gelegt:

“Under der linden
an der heide,
da unser zweier bette was,
da muget ir vinden
schone beide
gebrochen bluomen unde gras.
vor dem walde in einem tal,
tandaradei,
schone sanc diu nahtegal.

Ich kam gegangen
zuo der ouwe:
do was min friedel kommen e.
da wart ich empfangen,
here frouwe,
daz ich bin saelic iemer me.
kuster er mich? wol tusentstunt:
tandaradei,
seht wie rot mir ist der munt.

Do het er gemachet
also riche
von bluomen eine btestat.
des wirt noch gelachet
inneclliche,
kumt iemen an daz selbe pfat.
bi den rosen er wol mac,
tandaradei,
merken wa mirz houbet lac.

Daz er bi mir laege,
wessez iemen
(nu enwelle got!), so schamt ich mich
wes er mit mir pflaege,
niemer niemen
bevinde daz, wan er unt ich,
und (sic!)ein kleines vogellin:
tandaradei,
daz mac wol getriuwe sin.“
(Walther, S.52)

Unter der Linde
bei der Heide,
wo unser beider Bett war,
da mögt ihr finden
beide sorgfältig
gebrochen: Blumen und Gras.
Vor dem Wald in einem Tal,
tanderadei,
sang so schön die Nachtigall.

Ich kam zu der Au
gegangen:
da war mein Liebster auch schon gekommen.
Da wurde ich empfangen,
hohe Frau,
dass ich noch immer selig bin.
Küsste er mich? Wohl tausend Stunden:
tanderadei,
seht, wie rot mein Mund ist.

Da hat er
so reich
von Blumen eine Bettstatt gemacht.
Darüber wird noch
inniglich gelacht,
wenn jemand an denselben Pfad kommt.
An den Rosen mag er wohl,
tanderadei,
merken, wo mein Haupt lag.

Dass er bei mir lag,
wüsste es jemand
(um Gottes willen!), so schämte ich mich.
Was er mit mir pflegte,
kein Mensch je
wisse das als er und ich,
und ein kleines Vögelein:
tanderadei,
das mag wohl getreu sein.)

Das „kleine vogellin“ ist Zeuge, aber verschwiegen, auf der Seite der Liebenden. Zuvor heißt es: „schone sanc diu nahtegal, tandaradei“ – und zwar schon, als die Liebende sich ihrem Liebsten naht. Wer die Nachtigall kennt, weiß, wie betörend, eindringlich, verführerisch ihre Crescendo-Strophen klingen.

Und so ist es kein Wunder, dass sie zum Inbegriff der Maiennacht wird und Romeo zu Julia (in Shakespeares gleichnamigem Drama, III. Akt, 5. Szene) sagen kann: „It was the nightingale and not the lark.“ In der Schlegel - Tieck-schen Übersetzung heißt das: „Die Lerche war’s, die Tagverkünderin.“ Hier fehlt der Gegensatz des Originals, aber man merkt, wie einem Vogel in der Apposition durch Gleichsetzung seine Aufgabe zugeteilt wird. Dessen natürliches Verhalten bekommt eine Funktion für den Menschen. So kann eine Metapher entstehen.

Andererseits kann der Mensch für seine Befindlichkeit ein Bild der Natur aufgreifen. Goethe schreibt in seiner Alterslyrik unter dem Titel „Ländlich“:

„Die Nachtigall, sie war entfernt,
Der Frühling lockt sie wieder;
Was Neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte liebe Lieder.“⁴

Das zeigt, dass die Nachtigall nicht nur der Vogel der jungen Liebenden ist. Der alte Goethe beschäftigt sich mit der Kategorie der Wiederholung. „Was Neues hat sie nicht gelernt“. Ist das Enttäuschung, Ironie, Melancholie? Keineswegs! Denn die Nachtigall „Singt alte liebe Lieder“. Der Sprecher bekennt sich zur Wiederholung, zur Liebe, die gewesen ist, zur Schönheit, die er genießt – wenn auch mit ironischer Distanz. Und die Tatsache, dass die Nachtigall ein Zugvogel ist, spiegelt die zeitliche Dimension im Menschenleben.

Die Wiederkehr des Frühlings erinnert an Walthers von der Vogelweide Vorfreude auf den Maien, dem der Winter weichen muss:

„weizgot er lat ouch dem meien den strit: (Weiß Gott – er lässt dem Mai den Sieg im
Streit:
so lise ich bluomen da rife nu lit.“ Dann sammle ich Blumen, wo jetzt Reif liegt.)
(Walther, S. 52)

Wie der Vogel die Verbindung der Menschen knüpft oder aufkündigt, beweist Der von Kürenberg in der Heidelberger Liederhandschrift (siehe Abb. 8). Das Bild zeigt den Sänger im Gespräch mit seiner Dame, die als Fürstin dargestellt ist, als Landesherrin, von der der Dichter in seiner Strophe spricht:

⁴ Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 1, S. 386.

„Nu brinc mir her vil balde min ros, min isengewant, wan ich muoz einer frouwen rumen diu lant“	(Bringt mir schnellstens mein Pferd, meine Rüstung her, denn ich muss einer Dame das Land räumen, d. h. für sie kämpfen.)
--	--

Das Wappen zeigt einen Mühlstein als Anspielung auf den Namen, denn mhd. kürn hängt mit Korn zusammen und heißt Mühle. Des „Kürenberges wise“ ist das früheste Minnelied, das namentlich überliefert ist (um 1160). Es feiert die Hohe Minne mit der Metapher eines Vogels, Mann und Frau wechseln in ihrem Gesang ab. Er beginnt mit dem Treuebekenntnis:

„Wes manest du mich leides min vil liebez liep? unser zweier scheiden müez ich geleben niet.“ (Des Minnesangs Frühling, S.4, 7, 10f.)	(Warum gemahnst du mich an Leid, meine Vielgeliebte? Unser beider Scheiden möchte ich nicht erleben müssen.)
---	---

Thema ist der Gegensatz von Leid und Freude, Trennung und Liebe. So sagt die Frau:

„Leit machet sorge vil liebe wünne.“ (7, 19)	(Leid bringt Sorge, viel Liebe Freude.)
---	--

In einer späteren Strophe heißt es:

„Ich zoch mir einen valken mere danne ein jar. do ich in gezamete als ich in wollte han und ich im sin gevidere mit golde wol be- want, er huop sich uf vil hohe und floug in ande- riu lant. Sit sach ich den valken schone fliegen: er fuorte an sinem fuoze sidine riemen, und was im sin gevidere alrot guldin. got sende si zesamene die gerne geliep wellen sin!“ (Des Minnesangs Frühling, S.5, 8, 34ff.)	(Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr. Da ich ihn so zähmte, wie ich ihn haben wollte, und ich ihm sein Gefieder mit Gold reich be- deckte, da hob er sich hoch auf und flog in anderes Land. Seither sah ich den Falken schön fliegen: Er hatte an seinem Fuß seidene Riemen, und sein Gefieder war ihm ganz und gar rotgolden. Gott sende die zusammen, die gern geliebt sein wollen.)
---	--

Die Minneordnung zum Ausdruck zu bringen, ist der Falke besonders geeig-
net. Die Falkenjagd ist in der Stauferzeit beliebt und außerdem berühmt durch

Friedrichs II. „Falkenbuch“, das noch heute als Lehrbuch der Falknerei angesehen ist. Der Vogel fliegt aus, holt die Beute und kehrt zu seinem Falkner zurück. Er ist ein Bild der Treue (siehe Abb. 9a der Falkner und Abb. 9b Falken).

In des „Kürenberges wise“ hat die here frouwe die Rolle des Falkners. Sie hat ihren Falken ein Jahr lang erzogen, ihm höfische Etikette beigebracht, ihm Wohlleben gewährt („und ich im sin gevidere mit golde wol bewant“). Da fliegt er auf und davon! Undankbar? Nein, er muss ja für seine Dame den Kampf bestehen! Das ist ritterlich! Seither sieht sie ihn auch schön kämpfen. „sidene riemen an sinem fuoze“ bezeugen aber, dass sie ihn lieber an sich gebunden hätte. So bleibt ihr nur der Wunsch des letzten Verses, fast ein Gebet:

„got sende si zesamene die gerne geliep wellen sin!“

Zur höfischen Minne gehört die Sehnsucht, nicht die Erfüllung. („sidine riemen“ können auch so gedeutet werden, dass der Falke jetzt einer anderen frouwe dient, die ihn noch schöner schmückt.)

Der Falke ist wegen seines scharfen Blicks gerühmt. In Ägypten wird er wegen seiner Kraft, Schönheit und wegen seines hohen Flugs göttliches Symboltier, heiliges Tier des Sonnengottes Re. In feiner Stilisierung verkörpern sich diese Eigenschaften in der Horus – Bronze aus Ägypten, 26. Dyn. (663 – 525 v. Chr.) (siehe Abb. 10). Wie in der christlichen Kunst am Anfang dieser Überlegungen zieht uns auch in der ägyptischen Mythologie der Vogel in den Bereich des Religiösen: Der thronende Sonnengott Re-Harachte auf dem Grab der Königin Nefertari (siehe Abb. 11) – falkenköpfig mit der Sonnenscheibe, die von dem Herrschaftssymbol der Djet – Schlange umrundet ist, in der Hand das Lebenszeichen „anch“. Er verheißt der Königin „die Lebenszeit des Re“, das ist die Dauer der Sonne, die Ewigkeit. Hinter ihm sitzt Hathor, die Westgöttin aus dem Totenreich (Hornung, *Tal der Könige*, S. 114). Der Vogelgott ist also Leben spendend im Tod.

In der neueren Zeit wird zwischen Falken und Tauben ein politischer Kontrast symbolisiert. Die Falken haben sich gegen die Tauben durchgesetzt, wenn die Kriegspartei die kompromissbereiten Friedenspolitiker überstimmt.⁵ Dem Falken widerfährt da gegenüber dem Falkengott ein negativer Bedeutungswandel.

In der Alten Nationalgalerie in Berlin hängt ein Bild von Adolph Menzel, Falke und Taube, von dem es leider keine Reproduktion gibt, das aber die naturgegebene Wucht des Raubvogels und die Opferrolle der Taube hervorragend wiedergibt. Dem möchte ich Picassos Taubenplakat zum Friedenskongress in Paris 1949 (siehe Abb. 12) gegenüber halten: Auch vom

⁵ Vgl. Röhrich: *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Bd. 2, S. 413.

Schwachen kann Macht ausgehen. Das ist wohl die Botschaft der Friedfertigen. In der stilisierten Form verkündet Picassos Taube das weltweit (siehe Abb. 13).

Die Taube ist also keineswegs dem Falken immer unterlegen. Deutlicher wird ihr Rang aber im Vergleich mit dem Spatz, der zu ihr das bescheidenere, aber erreichbare Pendant darstellt. Der Spatz in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dach! Dieser kleine Gesell, der zuweilen als „frecher Spatz“ beschimpft wird, findet bei Catull seine Würdigung:

Auf Lesbias Sperling

„Sperling, du meines Mädchens kleiner Liebling,
wie gern spielt sie mit dir, birgt dich am Busen,
reicht dir, wenn du dich nahest, die Fingerspitzen
und reizt neckend zu scharfem Biss dein Schnäblein,
wenns der strahlenden, heißersehnten Liebsten
mein beliebt, einen lieben Scherz zu treiben
und ein Tröstlein im Kummer sich zu suchen:
dann wird wahrlich die heiße Glut sich legen!
Könnt auch ich, wie die Herrin, mit dir spielen
und den traurigen Harm des Herzens lindern!“

Der kleine Vogel entlockt dem Sprecher eine Hymne, in der der Sperling Stellvertreter ist. Was das Mädchen ihm Liebes tut, möchte der Mann empfangen. Wenn auch er mit dem Sperling spielen dürfte, könnte es seine Liebesglut nicht heilen, nur lindern! Der Sperling ist der archimedische Punkt, in dem sich die Liebenden begegnen. Die Empfindung der Liebe erfährt im Mitleid noch eine Steigerung in Catulls

„Totenklage um Lesbias Sperling

Klaget all, Aphroditen und Erogen,
und ihr, die Aphrodite reich begnadet!
Tot ist er, meines Mädchens Sperling, jener
Sperling, einst meines Mädchens kleiner Liebling,
den sie lieber gehabt als ihre Augen;
denn gar honigsüß war er, kannte seine
Herrin ebensogut, wie s Kind die Mutter,
wollte nimmer von ihrem Schoße weichen,
nur zu seiner Gebieterin hinzirpend.
Und nun geht er den dunklen Weg entlang, von
dem noch keiner, sagt man, wiederkehrte.
Doch dir fluche ich, böse Schattenwelt des
Orcus, die alles Schöne schlingt hinunter!
Den so lieblichen Sperling mir zu rauben!

O der schändlichen Tat! O ärmster Sperling!
Du bist schuld an den Tränen meines Mädchens,
die ihr röten die gramgeschwellten Äuglein!⁶

Große Liebe steht in Verbindung mit Tod und Tränen. Catulls Sperlingsgedicht greift Goethe in „Werther“ auf, im Brief vom 12. September, und es gelingt ihm, eine herrlich naive Szene von Lottes Liebesspiel mit einem Kanarienvogel zu gestalten, nach der Werther sagt: „Sie sollte es nicht tun, sollte nicht meine Einbildungskraft mit diesen Bildern himmlischer Unschuld und Seligkeit reizen und mein Herz aus dem Schlafe, in den es manchmal die Gleichgültigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken!“⁷ Auch hier empfängt der Vogel, was Werther gilt und was er sich wünscht.

Das Sprichwort vom Spatz und der Taube deutete schon die hohe Stellung der Taube an. Sie wird noch überzeugender im biblischen Bereich; in diesem Zusammenhang gehe ich von der Gesamtheit der Vögel aus. Im Schöpfungsbericht (1. Mose Kapitel 1, Vers 21) heißt es: „Und Gott schuf ... allerlei gefiederte Gevögel, ein jegliches nach seiner Art. Und Gott sah, dass es gut war.“ Dass Gott Menschen schafft, die ihm gleichen, „die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel“ (1. Mose Kapitel 1, Vers 26), ist kein Freibrief zur Ausbeutung der Natur, sondern der Auftrag, eine gottgegebene Ordnung der Natur zu schützen. Herrschaft ist Schutz geben.

Eine der berühmtesten Vogel-Stellen steht in der Bergpredigt (Matthäus .6), wo Jesus zur rechten Lebensweise anleitet, Vers 26: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“ Das darf man nicht als Aufforderung zur Untätigkeit verstehen, mit der ich die Lebensfürsorge auf andere abschiebe, sondern die Worte sind Appell, Zutrauen zu entwickeln und die wirklich wichtigen Dinge zu erkennen, Vers 20: „Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen.“

Für den Zusammenhang von Seele und Vogel, in den auch das Nest als Heimstatt einbezogen ist, zitiere ich aus Psalm 84:

Vers 2: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth!

Vers 3: Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott.

Vers 4: Denn der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken: deine Altäre, Herr Zebaoth, mein Gott.

⁶ Catull, Sämtl. Gedichte, lat.-dt, hrsg. u. übers. v. Otto Weinreich, S. 8ff.

⁷ Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 6, S. 79f.

Vers 5: Wohl denen, die in deinem Hause wohnen; die loben dich immerdar.“

Seele und Vogel sind parallel gesetzt wie auch der Schwalbe Nest und die Vorhöfe des Herrn. Die Bildebene des Vogels bringt das Immaterielle der Seele zum Ausdruck und ihre Schutzbedürftigkeit. Und immer wird durch die bildhafte Sprache die Verbindung zum helfenden Gott hergestellt:

Psalm 124, Vers 7: „Unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Stricke des Voglers.

Vers 8: Unsere Hilfe (die wir empfangen) steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“

In Psalm 102 betet ein Bußfertiger – noch fern von Gott:

Vers 7: „Ich bin gleich wie eine Rohrdommel in der Wüste; ich bin gleich wie ein Käuzlein in den verstörten Stätten.

Vers 8: Ich wache und bin wie ein einsamer Vogel auf dem Dache.“

Die Identifikation im wie-Vergleich zeigt: Ohne Gott fühlt er sich vom Urquell abgezogen wie die Rohrdommel ohne Wasser. Aber er ist wachsam, ein Vogel auf der Warte, bereit.

Als das Strafgericht der Sintflut dem Ende zugeht, sendet Noah zuerst einen Raben aus (1. Moses Kap. 8, Vers 7), der hin- und herfliegt, bis das Wasser auf der Erde versickert, der also keine Botschaft zurückbringt. Auf den Raben ist kein Verlass! Noahs erste Taube kommt zurück, und er weiß, dass die rechte Zeit zur Landung noch nicht gekommen ist. Die zweite Taube trägt den Ölzweig im Schnabel zum Zeichen, dass die Flut die Pflanzen wieder freigegeben hat. Sie zeigt, dass Gott mit den Menschen Frieden gemacht hat, und die Taube mit dem Ölzweig wird zum Friedenssymbol. Die dritte Taube, die nicht wiederkehrt, zeigt, dass man auf der Erde wieder leben kann.

Auffallend ist, dass die symbolträchtigen Tiere oft ihre Kontrastfigur in unmittelbarer Nähe haben. Dass der Rabe als Aasfresser für unrein angesehen wird, habe ich anfangs schon erwähnt. Die Taube hingegen gilt in der Antike deswegen als rein, weil die Naturwissenschaft damals annahm, die Taube habe keine Galle und sei deswegen nicht streitsüchtig.⁸

Die folgende Stelle aus dem Hohenlied Salomos hätte schon in den Zusammenhang der Liebe gepasst, aber ich zitiere sie jetzt im Bibelkontext und zur

⁸ Lexikon christlicher Symbole, hrsg. von Dorothea Forstner u. Renate Becker, Wiesbaden 2007, „Taube“.

Bedeutung der Taube. Dabei muss man sich freimachen von der heutigen Abneigung gegen Marktplatztuben! „Siehe, meine Freundin, du bist schön; schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen.“⁹ Oder freier übertragen: „Schön bist du, zauberhaft schön, meine Freundin, und deine Augen sind lieblich wie Tauben“.¹⁰

Er spricht sie an (Kap. 2, Vers 14): „Meine Taube in den Felsklüften, in den Steinritzen, zeige mir deine Gestalt, lass mich hören deine Stimme; denn deine Stimme ist süß, und deine Gestalt ist lieblich.“ (Lutherübers.) Diese Feier der Geliebten wird später immer wieder aufgegriffen. In Haydns Schöpfung singt der Engel Gabriel zu Beginn des zweiten Teils: „... und Liebe girt das zarte Taubenpaar“, was man in der Musik hört.

Im Hohenlied und in der Genesis (etwa 1000 v. Chr.) haben wir die Taube als Inbegriff der Liebe, Schönheit, Zärtlichkeit und des Friedens gesehen. Das geht auf eine noch ältere Tradition zurück.¹¹ In der Sprache des alten Babylon – Hammurabi regierte um 1700 v. Chr. – haben die Worte „Taube“ und „gebären“ dasselbe Schriftzeichen. Die Anschauung, wie die Taube ihr Ei „gebiert“ und sich zärtlich der Brutpflege widmet, geht über in das Symbol des Mütterlich-Weiblichen, der Liebe und des Friedens.

Das griechische Wort für Taube – Peristera – ist ein Lehnwort aus dem semitischen Sprachraum (perach-istar). Es bedeutet „Vogel der Ishtar“. Ishtar ist die große Muttergottheit der Babylonier. Sie wird als Herrin über Leben und Tod, Krieg und Frieden verehrt. Ihr Symbol ist die Taube. Wenn in der Antike Gottheiten mit Taubensymbol auftreten, stehen sie in der Tradition der Ishtar, das gilt für die phönizische Astarte, die griechische Aphrodite oder die römische Venus.

In Faust II, Klassische Walpurgisnacht, Vers 8339ff., findet sich dafür auch ein literarischer Beleg aus der neueren Literatur. Im Zusammenhang mit Galatée auf dem Fest des Meeres heißt es:

„Sirenen: Welch ein Ring von Wölkchen ründet
Um den Mond so reichen Kreis?
Tauben sind es, liebentzündet,
Fittiche, wie Licht so weiß.
Paphos hat sie hergesendet,
Ihre brünstige Vogelschar;
Unser Fest, es ist vollendet,
Heitre Wonne voll und klar!

Hier sieht man den Übergang
eines Phänomens in ein
Symbol.

⁹ Das Hohelied Salomos, Kap. 1, Vers 15, Lutherübers.

¹⁰ Die Bibel in heutigem Deutsch, S. 667.

¹¹ Zum Folgenden: Lexikon christlicher Symbole, S.228ff.

Nereus, zu Thales tretend.
Nennte wohl ein nächtiger Wanderer
Diesen Mondhof Lufterscheinung;
Doch wir Geister sind ganz anderer
Und der einzig richtigen Meinung:
Tauben sind es, die begleiten
Meiner Tochter Muschelfahrt,
Wunderflugs besonderer Art,
Angelernt vor alten Zeiten.“

Hier ausdrückliche
Bestätigung
der Ding – Symbol – Beziehung!

Galatee ist nicht nur Nereide nach dem Vater Nereus oder Doride nach der Mutter Doris, sie ist auch eine Tochter der Ishtar! Die Tauben begleiten sie mit ihrem Wunderflug – „Angelernt vor alten Zeiten“! Ein deutlicher Verweis auf die Tradition!

Ein Hymnus, der etwa um 2000 v. Chr. entstand, kann vermitteln, wie bedeutsam Ishtar und das Taubensymbol für den antiken Mittelmeerraum bis Rom waren:

„O Fackel, die Himmel und Erde erleuchtet,
O Glanz aller Lande
Feuerbrand, der gegen die Feinde entfacht ist
und Vernichtung der Wüter bewirkt.
Gottheit der Männer und Gottheit der Frauen,
deren Ratschluss niemand ergründet:
Wo du hinblickst, wird der Tote lebendig,
erhebt sich der Kranke, kommt zurecht der Verirrte,
der dein Antlitz anschaut.
Sieh mich an, meine Herrin, nimm an mein Flehen,
schau auf mich in Gnaden, erhör mein Gebet.“¹²

Hier ist zwar eine weibliche Gottheit angesprochen, aber sind das nicht auch die Erwartungen eines Christen an seinen Gott, der auch eine Lichtgestalt ist? Diese Nähe hängt wohl damit zusammen, dass die biblischen Texte später in ebendiesem semitischen Sprachraum aufgeschrieben wurden.

Der Symbolgehalt der Taube lässt sich noch erweitern. Das zeigt die Taufe Christi im Jordan (siehe Abb. 14). Eigentlich ist das Bild von Verrocchio, Leonardo da Vincis Lehrer. Leonardo überarbeitete die Christusfigur und fügte den Engel mit dem langen Tuch hinzu, deswegen wird es dem berühmten Schüler zugeschrieben. Im „Lexikon christlicher Symbole“ heißt es (S. 31): „Von zentraler Bedeutung für die christliche Taubensymbolik sind die Evangelistenberichte, in denen es einmütig heißt, der Heilige Geist habe sich in der Gestalt

¹² Lexikon christlicher Symbole, s. o.

einer Taube bei der Taufe im Jordan auf Jesus herabgelassen.“

„... habe sich in der Gestalt einer Taube herabgelassen“ – diese Formulierung im Lexikon von 2007 ist bemerkenswert! Steht das so in der Bibel? Doch zunächst die Fortsetzung des Zitats: „Da die Taube schon so tief in der Erfahrung der Menschen mit einer gütigen, Leben schenkenden und erhaltenden Gottheit verbunden ist, scheint es nun fast „natürlich“, dass Gottes Geist in der Gestalt einer Taube erscheint. Bestätigt doch die Geist-Taube, dass in diesem Jesus von Nazareth Gott dem Menschen unwiderruflich sein Erbarmen zuwendet.“ Das Konzil von Nicaea erklärt 325 n. Chr. die Taube zum gültigen Sinnbild des heiligen Geistes.

Die Taube behält aber auch in anderen Zusammenhängen ihre Symbolkraft. Augustinus stellt sich die Frage, warum der Heilige Geist sowohl in Taubengestalt als auch in Feuerzungen erscheinen könne. Nach schwierigen Überlegungen überrascht er mit dem Schluss, dass der Heilige Geist als Taube erscheint, da durch „eben diese körperliche Gestaltung“ sichtbar werden konnte, „was im Augenblick zu begreifen nötig war.“¹³ Die menschliche Auffassungsgabe bedarf offenbar der bildlichen Gestalt, um das Abstraktum zu fassen. Die Notwendigkeit ist Augustin ein hinreichender Grund. Nach dem Bibeltext (z.B. Markus Kap. 1, Vers 10) heißt es: „... und sah den Geist gleichwie eine Taube herabkommen auf ihn.“ Dass aus dem Vergleich (Im griechischen Urtext steht „hos“ = gleich, in der Vulgata „tam quam“) ein Dingsymbol wird, hat wohl mit der Überlieferung in der darstellenden Kunst zu tun. Eigentlich müsste in den Texten wie auf den Bildern immer zwischen der Bildebene und der Aussage unterschieden werden. Deswegen überrascht auch in dem renommierten Lexikon christlicher Symbole die Gleichsetzung „der Heilige Geist in der Gestalt einer Taube“, die zu dem Irrtum „der Heilige Geist als Taube“ führt.

Mein Ausgangspunkt war: „Wenn ich ein Vöglein wär'...“. Der Wunsch führte zu den Liebenden und in den religiösen Bereich, wo wir u.a. den Sonnengott Re als Zwitterwesen mit dem Horuskopf sahen. Dass Liebe beflügelt, gehört zu den schönen Lebenserfahrungen. Manch einem wachsen da Flügel wie dem kleinen Bogen schnitzenden Amor (Fragment, siehe Abb. 15) von Francois Duquesnoy (1597 – 1643), dem ich im Bodemuseum in Berlin begegnete. Von dort stammt auch die Abbildung 16 von Nicolo Roccatagliata Maria mit dem Kind und Engeln (um 1600).

Die Putten unterscheiden sich von dem Amor kaum. Das liegt an derselben Entstehungszeit, die wichtiger ist als die thematische Unterscheidung dieser kleinen Flügelwesen. Während der Oberrheinische Meister und Martin Schon-gauer Maria und Kind mit Vögeln umgeben, ranken sich um Mutter und Sohn

¹³ Lexikon christlicher Symbole, S. 232, leider ohne konkreten Nachweis bei Augustin

in der neueren Darstellung Putten, geflügelt auch sie!

„Und auch zwei Flüglein hätt’...“ – sind es nicht die Engel, die diesen Wunsch der Menschen am stärksten verkörpern? Sie sind Wesen, deren Flügel die menschliche Gestalt überhöhen, wie z. B. Giovanni di Antonio Buoras Singende und musizierende Engel auf dem Relief im Bodemuseum (siehe Abb. 17a, 17b und 17c). Die Engel singen, sie verkünden, sie strafen, sie schützen. Sie sind unsere Mittler zu einem geistigen Raum, den wir Himmel nennen, gerade wie die Vögel im Paradiesgärtlein des Rheinischen Meisters.

Marc Chagall malt 1931 das Bild Abraham bewirte die drei Engel (siehe Abb. 18). „Die drei Männer“, die das Unwahrscheinliche verkünden, dass Sarah in ihrem hohen Alter noch ein Kind bekommt, werden von Abraham ernst genommen in seinem Gottvertrauen. Chagall gibt den Männern Flügel, macht sie zu Kündern aus einem metaphysischen Reich.

„Und auch zwei Flüglein hätt’...“ – unsere Sehnsucht beflügelt uns in dem Bereich des Unvorstellbaren, und die Vögel sind unsere Gefährten, unsere Retter, wenn Hugo von Hofmannsthal in seinem „Reiselied“ schreibt:

„Wasser stürzt, uns zu verschlingen,
Rollt der Fels, uns zu erschlagen,
Kommen schon auf starken Schwingen
Vögel her, uns fortzutragen.“

Die Bedrohung durch die Natur überwinden wir nicht aus eigener Kraft, doch wenn wir die Vogelperspektive gewonnen haben, sehen wir im „Reiselied“ auf unserem Lebensweg den Frieden und die Ruhe der Natur:

„Aber unten liegt ein Land,
Früchte spiegelnd ohne Ende
In den alterslosen Seen.
Marmorstirn und Brunnenrand
Steigt aus blumigem Gelände,
Und die leichten Winde wehn.“

Zum Abschluss ein Vogel im Himmel (Geier, siehe Abb. 19), fotografiert in Zentralspanien.

(Der vorliegende Text ist der erste von drei Vorträgen, die die Vogelmetapher erkunden. Der zweite beschäftigt sich mit diesem Phänomen in moderner Lyrik, der dritte mit dem Adler in der Politik, dem Reichsadler, und mit dem Evangelisten Johannes und seinem Adler-Symbol. Auch wenn der Leser alle drei Vorträge kennt, schwingt sich immer wieder die Lerche in die Luft! Man findet seine eigenen Beispiele und Deutungen. Das ist die Intention!)

Wenn ich ein Vöglein wär'...



Abbildung 1: Das Paradiesgärtlein. Oberrheinischer Meister um 1410/20. Städel Museum, Frankfurt.



Abbildung 1a: Meise. (Detail von Abbildung 1).

Wenn ich ein Vöglein wär'...



Abbildung 2: Madonna im Rosenhag. Martin Schongauer, 1473. Colmar.

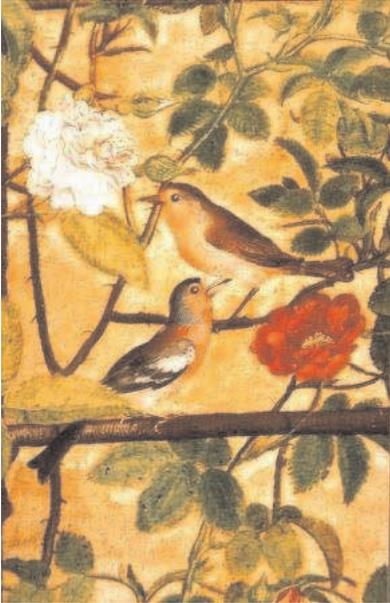


Abbildung 2a: Buchfink und Rotkehlchen.
(Detail von Abbildung 2).

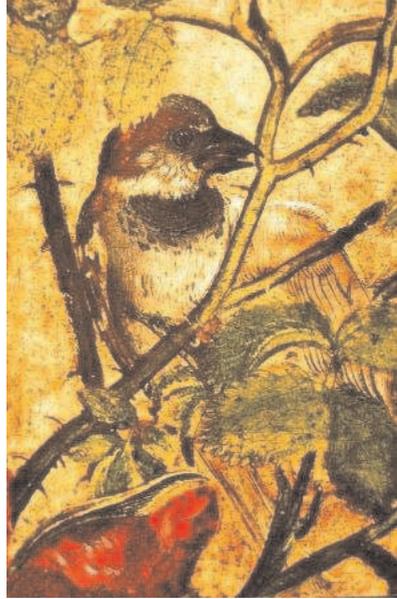


Abbildung 2b: Haussperling. (Detail von
Abbildung 2).



Abbildung 2c: Grasmücke. (Detail von Abbildung 2).

Wenn ich ein Vöglein wär'...



Abbildung 3: Maria mit Meerkatze. Albrecht Dürer, um 1498. Kupferstich.



Abbildung 4: Madonna mit Kind und Seelenvogel. 1400. Wittstock, Stadtpfarrkirche St. Marien.

Wenn ich ein Vöglein wär'...



Abbildung 5: Scheinsarkophag des Arztes Joannes. Gesamtansicht. Berlin, Bodemuseum.



Abbildung 5a: Scheinsarkophag des Arztes Joannes. Pfauen im Tympanon. (Detail von Abbildung 5).

Wenn ich ein Vöglein wär'...



Abbildung 6: Sturz des Ikarus. Ovid, Metamorphosen.



Abbildung 7: „I can fly“ – TUI – Reklame am Mannheimer Luisenring.

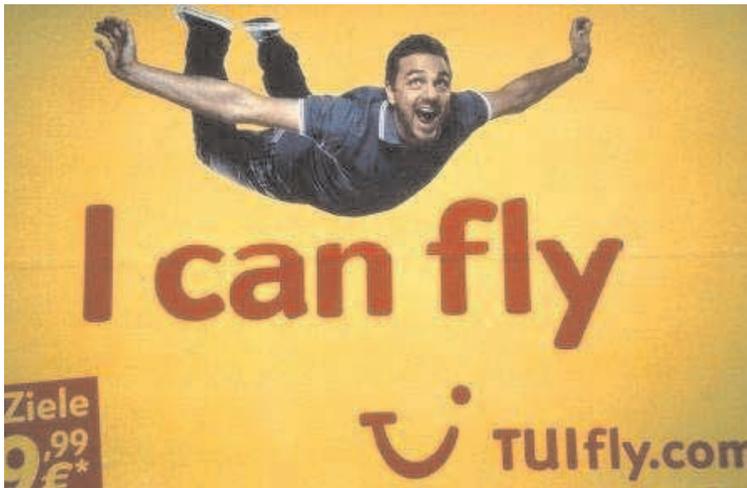


Abbildung 7a: Fliegen – im Indikativ. (Detail von Abbildung 7).

Wenn ich ein Vöglein wär'...



Abbildung 8: Der von Kürenberg. Gedichte um 1160. Miniatur aus dem Codex Manesse, Anfang 14. Jh.



Abbildung 9a: Das Falkenbuch Kaiser Friedrichs II. Falkner. (nach Faksimiles).

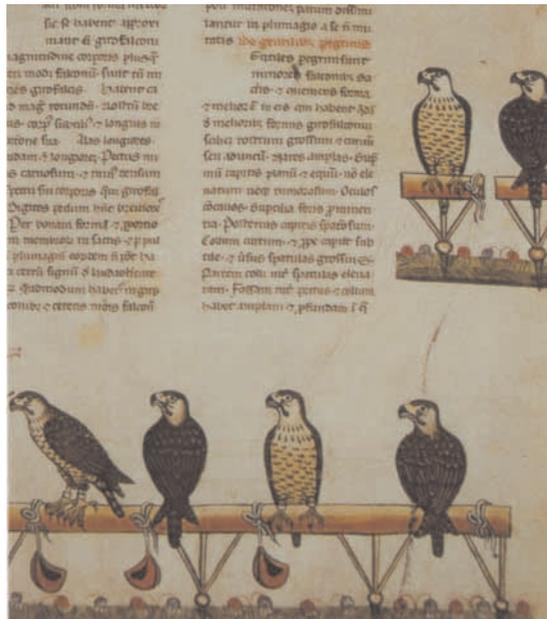


Abbildung 9b: Das Falkenbuch Kaiser Friedrichs II. Falken. (nach Faksimiles).

Wenn ich ein Vöglein wär'...



Abbildung 10: Der Horus-Falke. Bronze. Ägypten. 26. Dyn. (663 – 525 v. Chr.).

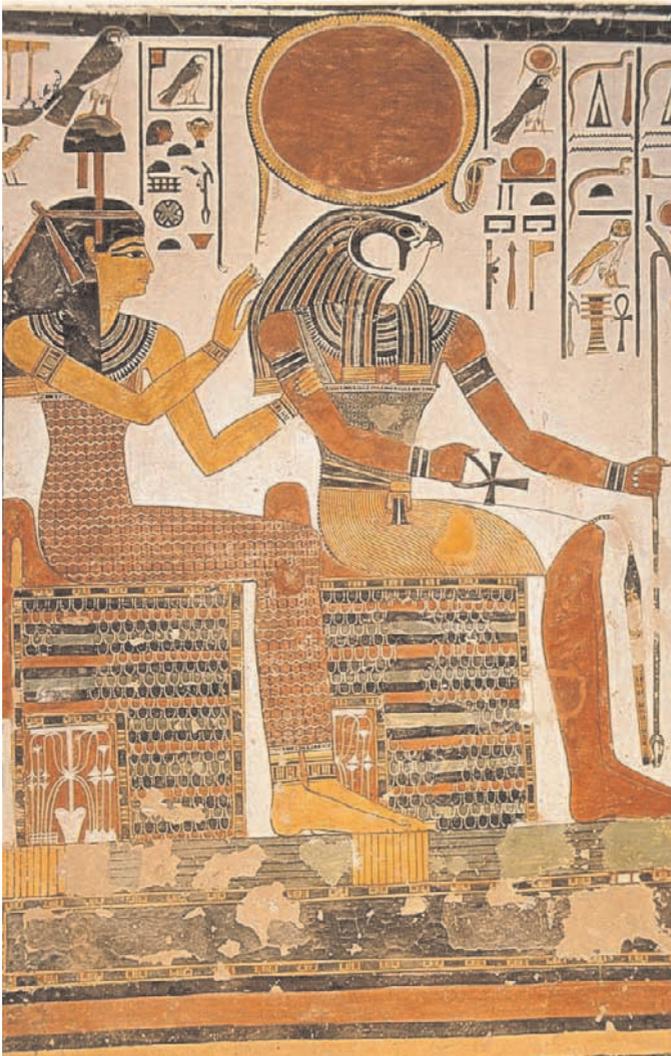


Abbildung 11: Der thronende Sonnengott Re-Harachte auf dem Grab der Königin Nefertari. Aus Erik Hornung: *Tal der Könige*. Augsburg 1995.

Wenn ich ein Vöglein wär'...

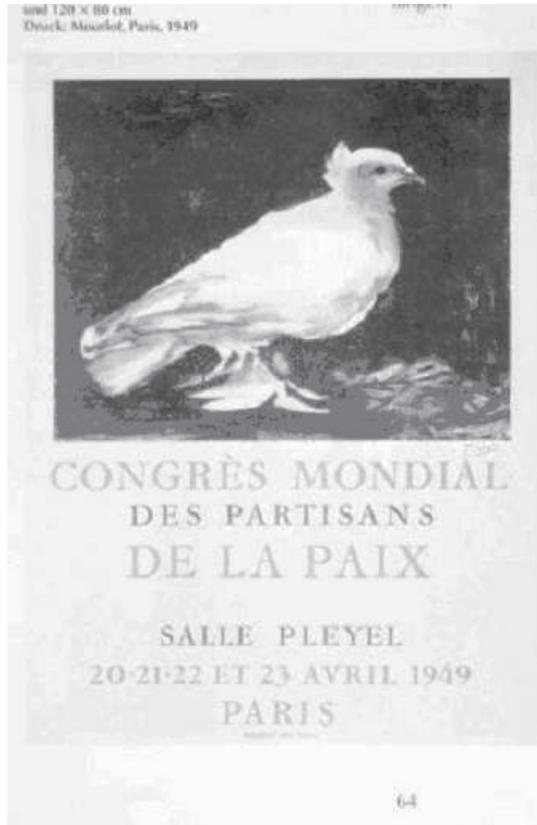


Abbildung 12: Picassos Taube vom Weltfriedenskongress 1949.

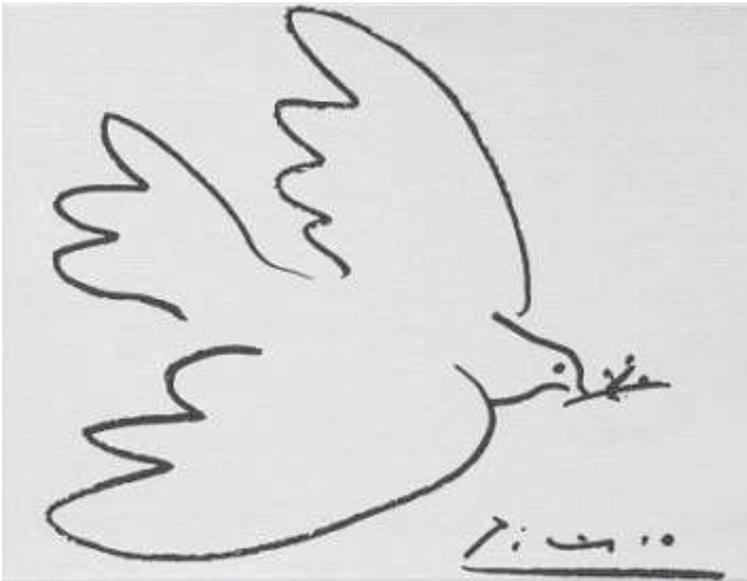


Abbildung 13: *Stilisierte Friedenstaube. Picasso.*

Wenn ich ein Vöglein wär'...



Abbildung 14: Taufe Christi. Verrocchio, Leonardo da Vincis Lehrer. Bildanteil des Schülers: „Der Engel mit dem langen Tuch“. Uffizien, Florenz.



*Abbildung 15: Bogen schnitzender Amor (Fragment.)
Francois Duquesnoy (1597 – 1643). Bodemuseum, Berlin.*

Wenn ich ein Vöglein wär'...



Abbildung 16: Maria mit dem Kind und Engeln. Nicolo Roccatagliata, um 1600. Bodemuseum, Berlin.



Abbildung 17a: Singende und musizierende Engel mit Laute. Giovanni di Antonio Buora. Relief. Bodemuseum, Berlin.



Abbildung 17b: Singende und musizierende Engel mit sichtbaren Flügeln. Giovanni di Antonio Buora. Relief. Bodemuseum, Berlin.

Wenn ich ein Vöglein wär'...



Abbildung 17c: Singende und musizierende Engel (von vorn gesehen). Giovanni di Antonio Buora. Relief. Bodemuseum, Berlin.

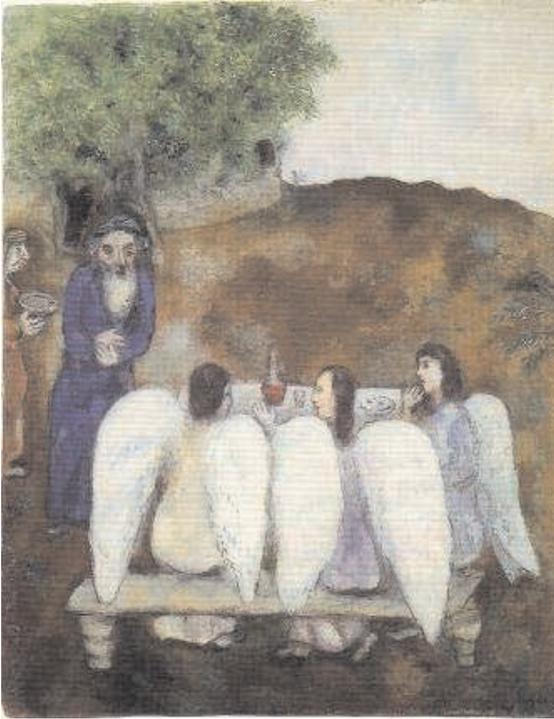


Abbildung 18: Abraham bewirtet die drei Engel. Marc Chagall, 1931. Nizza.



Abbildung 19: Geier im Himmel, fotografiert in Zentralspanien.

Literaturverzeichnis

- Catull, Sämtliche Gedichte, lt./dt. Hrsg. u. übers. von Otto Weinreich. dtv 6028, 1974.
- Des Minnesangs Frühling, nach Karl Lachmann u. a. Neu bearbeitet von Carl von Craus. Stuttgart 1962.
- Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. 12. Aufl. Hrsg. von Carl von Craus. Berlin 1959.
- Goethes Werke, Hamburger Ausg., Bd. 1 Lyrik, Bd. 3 Faust, Bd. 6 Werthers Leiden. 5. Aufl. 1960ff.
- Hugo von Hofmannsthal, Gedichte und lyrische Dramen. Hrsg. von Herbert Steiner. Frankfurt 1952.
- Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, 33 Bände. München 1984. Nachdruck der Erstausgabe von 1854.
- Lexikon christlicher Symbole. Hrsg. von Dorothea Forstner u. Renate Becker. Aktualisierte Neuausgabe. Wiesbaden 2007.
- Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Hrsg. von Lutz Röhrich. Freiburg, Basel, Wien 1994.
- Die Bibel. Nach der dt. Übersetzung D. Martin Luthers. Stuttgart o. J.
- Die Bibel in heutigem Deutsch. Deutsche Bibelgesellschaft. Stuttgart 1983.

Zu den Bildern:

„Gärten“ – Ordnung, Inspiration, Glück. Katalog des Städel Museums, Frankfurt 2006

Codex Manesse: Die Miniaturen der großen Heidelberger Liederhandschrift. Hrsg. von Ingo F. Walther. Frankfurt 1988.

Das Falkenbuch Friedrichs II. Cod. Pal. Lat. 1071 der Bibliotheca Apostolica Vaticana. Kommentar von D. Walz u. C. A. Willemsen. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2000. (Das Original des Falkenbuchs ist nicht erhalten. Reproduktion nach Faksimiles).

Erik Hornung: Tal der Könige. Ruhestätte der Pharaonen. Augsburg 1995.

Les Metamorphose d'Ovide en Latin et en Francois (sic!). Paris 1769, Bd., 3 S. 20 – 23 „Icare“. Graveurs: le Mier et Basan.

Leonardo da Vinci. DuMont's Neue Galerie. Köln 1990.

Albrecht Dürer, 80 Meisterblätter. Prestel Verlag, München 2000.

Außerdem: eigene Fotografien

Zwischen Weltbürgerlichkeit und Provinzialität. Eine kurze Geschichte der Stadt Eisenach*

von REINHOLD BRUNNER

Die Anfänge

Ihre Anfänge liegen im Dunkeln, und im Gegensatz zu vielen anderen deutschen Städten wird Eisenach wohl nie in den Genuss gelangen, ein „echtes“ Stadtjubiläum feiern zu können, einfach deshalb nicht, weil schriftliche Belege über ihre Gründung fehlen. Wohl ist schon um 1150 ein Ritter „Berthold de Isenacha“ erwähnt, doch können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, dass der Ritter aus jenem „Isenacha“ stammte, welches seinerzeit am Fuß der Wartburg im Entstehen begriffen war. Auch mit der zweiten schriftlichen Erwähnung ist es nicht unproblematisch. Wir wissen zwar, dass der Urheber des Schriftstückes mit der darin genannten „landgräflichen civitates“ Eisenach meinte, doch fehlt das Datum auf der Urkunde. Auf Grund äußerer Umstände kann man sie allerdings auf das Frühjahr 1189 datieren. Damit ist Eisenach also im ausgehenden zwölften Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt (siehe Abb. 1).

Ob die Stadt ihre Entstehung einem bewussten Gründungsakt des aufstrebenden Landgrafengeschlechts verdankt, wissen wir nicht. Naheliegender scheint jedoch, dass das Gemeinwesen am Fuße der im elften Jahrhundert gegründeten Wartburg mit ihr in engem Zusammenhang zu sehen ist. Die Burg entstand an strategisch wichtiger Stelle, im Schnittpunkt mittelalterlicher Handelsstraßen, von denen die wichtigsten, die Hohe Straße in Süd-Nord-Richtung und die „via regia Lusatiae“ oder Königsstraße in West-Ost-Richtung, sich in der Stadt schnitten. Die Burg, deren Bau einerseits befähigter Arbeiter und Handwerker bedurfte, und die andererseits wichtigen Handelsstraßen, auf denen sich Nah- und Fernhandel begegneten, dürften die ökonomischen Voraussetzungen für die Entstehung der Stadt geboten haben. Ihre Bezeichnung verdankt sie vermutlich einer kleinen menschlichen Ansiedlung im heutigen östlichen Stadtgebiet am Fuß des Petersberges. Herzuleiten ist der Name wohl vom Wortstamm „is“, der uns gleichzeitig bei den Flüssen Isar und Isen entgegentritt und soviel wie „sich heftig bewegen, eilen, schnell fließen“ bedeutet. Mithin könnte der Name Eisenach (abgeleitet von Isenacha) auf einen schnell strömenden Was-

* Grundlage des nachfolgenden Textes ist die überarbeitete Fassung eines Vortrages, den der Verfasser auf der 87. Jahrestagung der Humboldt-Gesellschaft am 25. April 2008 in Eisenach gehalten hat. Da es bei diesem Vortrag vor allem um das Aufzeigen grundsätzlicher Entwicklungslinien und nicht um die wissenschaftlich fundierte, empirische Behandlung einzelner Probleme der Stadtgeschichte ging, wird auf Anmerkungen an dieser Stelle verzichtet. Entsprechende Angaben können beim Verfasser erfragt werden.

serlauf zurückgehen.

Eisenach ist damals aus drei verschiedenen, wohl ehemals eigenständigen Marktsiedlungen zusammengewachsen. Die Märkte wurden nach den Wochentagen benannt, an denen sich das bunte Verkaufstreiben jeweils entfaltete. Wengleich unter anderem Namen, sind doch die Plätze bis heute im Stadtbild erhalten. Der Karlsplatz, in vierzig Jahren DDR Platz der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft genannt, ist das älteste Handelszentrum der Stadt. Der in Form eines Dreiecks zum Nikolaitor spitz zulaufende Platz nannte sich jahrhundertlang Sonnabendmarkt. Steinernes Zeugnis dieser Tradition ist das Tor-Turm-Kirche-Ensemble mit Namen Nikolaitor, eines der ältesten noch erhaltenen Stadttore Thüringens überhaupt. Mittwochsmarkt nannte man das Areal des heutigen Frauenplans. Die jüngste Marktsiedlung schließlich, die ihre Funktion bis in die Gegenwart aufrechtzuerhalten vermochte, ist der Marktplatz, ursprünglich Montagmarkt, der nach dem Eingehen des Mittwochsmarktes dessen Funktion übernahm.

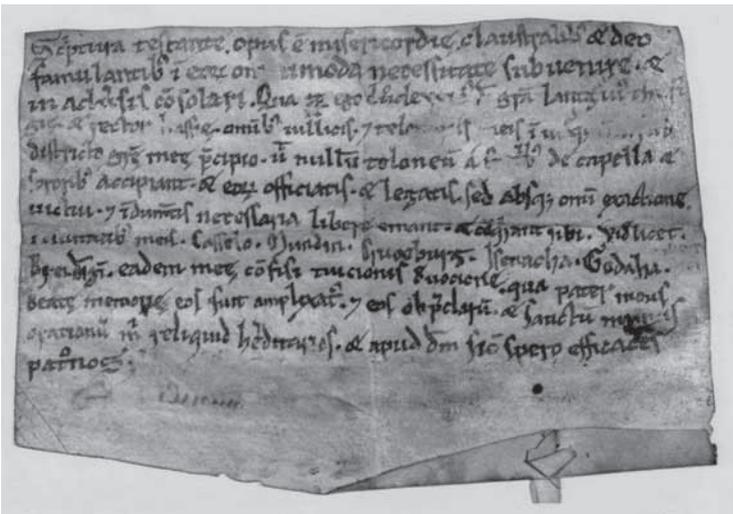


Abbildung 1: Urkundliche Ersterwähnung Eisenachs 1189.

Schritt für Schritt wuchsen diese drei Siedlungen zusammen und bildeten schließlich die Stadt Eisenach. Das Schutzbedürfnis ließ die hier Lebenden ihr Gemeinwesen schon bald mit einer steinernen Mauer umgeben, von der noch heute Reste im Stadtbild zu finden sind. Zunächst, so ist anzunehmen, lebten hier Handwerker, die vielleicht beim Bau der Wartburg Arbeit fanden. Zu ihnen gesellten sich Bauern, deren Nahrungsmittel nicht nur die Handwerker,

sondern auch die Burgbewohner versorgten. Schließlich kamen die Händler hinzu, die ebenfalls eine wichtige Versorgungsfunktion wahrnahmen. Alle drei Berufsgruppen hatten auch Bedeutung für die durchreisenden Fernhändler, die vom Niederrhein in östliche Richtung und umgekehrt unterwegs waren. Die Bauern gaben ihnen Essen, die Handwerker reparierten gebrochene Wagenräder, und die Nahhändler tauschten mit ihnen die eine oder andere Ware.

Die Landgrafen und der Sängerkrieg – eine europäische Dimension

Die ersten Jahrhunderte der Stadtentwicklung waren geprägt durch das Erblühen der Wartburg. Ihr Glanz fiel auch auf die Stadt. Das Geschlecht der vom Mittelmain nach Thüringen zugewanderten Ludowinger baute seine Territorialmacht, von der Schauenburg bei Friedrichroda ausgehend, schrittweise aus. 1130 erhielten sie die Landgrafenwürde. Während der gesamten staufischen Zeit zwischen 1130 und etwa 1250 erlebte die Landgrafschaft Thüringen eine erstaunliche Blüte, und ihren Mittelpunkt bildete die glanzvolle Wartburg. Ludwig der Springer (1055 – 1123) aus dem Hause der Ludowinger war es, dem man den legendären Satz zuschreibt: „Wart` Berg, du sollst mir eine Burg tragen!“ So soll, der Legende nach, der Name Wartburg entstanden sein. Sein wohl bedeutendster Nachfahre war Landgraf Hermann I., der von 1190 bis 1217 regierte. Unter ihm sah die Stadt Eisenach einen Glanz wie vielleicht nie wieder in ihrer Geschichte. Zahlreiche Dichter und Sänger zog der kunstsinnige Landgraf an seinen Hof: Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Veldeke. Weltruhm erlangten Burg und Landgraf durch die Sage vom Sängerkrieg, der sechs Sänger auf der Feste sah. Fünf von ihnen stritten um die Gunst des Landgrafen, den sie in ihren Liedern lobpriesen, der sechste, Heinrich von Ofterdingen, besang indes seinen eigenen Herren, den Herzog von Österreich, was ihm den Zorn des Landgrafen bescherte. Als Verlierer des Sängerstreites sollte er dem Henker übergeben werden. Die Milde der Landgräfin Sophie rettete ihn jedoch.

Ausstrahlung bis in die Gegenwart hat auch die Landgräfin Elisabeth (siehe Abb. 2). Die Tochter des ungarischen Königs Andreas war schon im Alter von vier Jahren mit dem späteren Landgrafen Ludwig verheiratet und auf die Burg über Eisenach gebracht worden. In ihrem nur kurzen Leben, geboren 1207, 1231 in Marburg gestorben, hat sie Spuren wohlthätigen Wirkens hinterlassen, indem sie während der Hungersnöte die Ärmsten speiste oder Aussätzige pflegte. Das selbst gewählte Ideal von Armut und Barmherzigkeit bestimmte ihren Lebensweg, der durch das Vorleben christlicher Ethik geprägt war. Dies erklärt ihre Bedeutung bis heute.

In hundert Jahren zwischen 1150 und 1250 wurde Eisenach unter den Ludowingern aus kleinen Anfängen die führende und, durch viele große geistliche

Stiftungen seiner Stadtherren, sehr ansehnliche Metropole der mächtigen Landgrafschaft Thüringen mit eigenem Stadtrecht, welches in einer Fassung von 1283 überliefert ist.



Abbildung 2: Neuzeitliche Darstellung der Heiligen Elisabeth aus dem 18. Jahrhundert.

Spuren der glänzenden Anfangszeit der Stadt finden sich heute nur noch fragmentarisch. Die Stiftung und der erste Bau der Kirche St. Georg fallen in die achtziger Jahre des 12. Jahrhunderts. Der heilige Georg war zunächst Schutzpatron der Landgrafen; später ging seine „Funktion“ auch auf die Stadt über, die St. Georg heute in ihrem Wappen trägt. An das von Landgraf Hermann I. gestiftete Zisterzienser-Nonnenkloster St. Katharinen erinnert heute nur noch die Katharinenstraße, die Eisenach in westlicher Richtung verläßt. Der Sohn Hermanns, Ludwig IV., welcher bis 1227 regierte, gründete das Franziskanerkloster oberhalb des Marktplatzes. Bauliche Überbleibsel sind jedoch nicht erhalten. Auf dessen Bruder Heinrich Raspe geht die Gründung des Dominikanerklosters 1235 zurück. Heute beherbergt der Gebäudekomplex das Martin-Luther-Gymnasium. In der gut erhaltenen Kirche der Dominikaner präsentiert das Thüringer Museum solche Schätze wie die mittelalterliche Schnitzplastik-

sammlung. Heinrich Raspes Haupt zierte 1246/47 die Krone eines deutschen „Gegenkönigs“, den die Geistlichkeit protegiert hatte. Als er am 16. Februar 1247 starb, verlor Eisenach seine kurzzeitige Funktion als königliche Residenzstadt.

„Am Rande des neuen Reiches“

Die hundertjährige Blüte der Stadt endete im thüringischen Erbfolgestreit (1247 – 1264), in dessen Verlauf Hessen von der Landgrafschaft abgetrennt wurde. Eisenach und die Wartburg fielen an das sächsische Herrscherhaus der Wettiner. Die einst stolze Metropole sank zu einer markgräflichen Grenzstadt

schwindender Bedeutung herab. Die Eisenacher haben sich jedoch nicht sofort den neuen Stadtherren, den Wettinern, unterworfen. Längere Zeit noch hofften sie, mit Hilfe der Städte Nordhausen, Mühlhausen und Erfurt unabhängige Freie Reichsstadt zu werden. Die Bemühungen scheiterten, und im Jahr 1308 mussten sie sich per Vertrag den neuen Herren unterwerfen. Doch diese verloren nach und nach das Interesse an Eisenach und verlagerten den Schwerpunkt ihrer Herrschaftsausübung mehr nach Osten. Friedrich der Freidige (bis 1323) war der letzte in Eisenach beerdigte Markgraf. Zwar bevorzugte sein Sohn Friedrich der Ernsthafte (bis 1349) noch die Wartburg als Aufenthaltsort, und sein Sohn Balthasar starb als letzter Herrscher auf der Burg, doch zu Beginn des 15. Jahrhunderts verlor sie endgültig ihre Bedeutung als Residenz. Balthasars Sohn, Friedrich der Friedfertige, regierte nicht mehr von hier aus das Land.

In der Stadt selbst bestimmten Handel, Handwerk und Landbau das Leben der Menschen. Die Handwerker siedelten an bestimmten Stellen in der Stadt, woran heute noch solche Namen wie Goldschmiedenstraße oder Löbergasse erinnern. Sie schlossen sich in Innungen zusammen und ließen sich ihre Privilegien von den Landesherrn bestätigen, 1395 etwa die Wollweber, ein Jahr später die Metzger. Die Ausprägung der städtischen Selbstverwaltung gestaltete sich insofern schwierig, als dass der Rat selbstgefällig ohne Hinzuziehung der Zünfte regierte, was immer wieder zu Streit führte. Insgesamt sank der Wohlstand der Menschen am Fuße der Wartburg im 14. und 15. Jahrhundert beträchtlich. Ursachen dafür waren vor allem die verlorengegangene Hofhaltung der Landesherrn, Stadtbrände, unter anderem 1342, Seuchen, Überschwemmungen und Ungerechtigkeiten im steuerlichen System. Vor allem die maßlose Ausbeutung des Bürgerfleißes durch die Vielzahl der hier bestehenden geistlichen Stiftungen, denen umfangreiche Abgaben zu bringen waren, führten zu Unmut.

Diese spannungsgeladenen Situation fand ein junger Schüler vor, der 1498 Eisenacher Boden betrat: Martin Luther. Durchaus nicht aus einem „Armeleute-Haushalt“ stammend, besuchte er hier die Lateinschule. Er lebte in einem Haus der Familie Cotta, welches allerdings wohl nicht mit dem heutigen Lutherhaus identisch ist, was freilich für die Traditionspflege unerheblich ist. Drei Jahre ging der junge Luther hier zur Schule, ehe er sich 1501 an der Erfurter Universität immatrikulierte. Doch sollte dies nicht sein letzter Besuch in der Stadt am Fuß der Wartburg gewesen sein.

Im Zentrum der Reformation

Zwanzig Jahre später sah ihn Eisenach, nun als Wortführer der Reformation, wieder. Am 4. Mai 1521, siehe Abbildung 3, auf seiner Rückreise vom Wormser Reichstag, weilte der nun päpstlich gebannte und unter der Reichsacht stehende Augustinerpater Dr. Martin Luther erneut hier, wo er in der überfüllten Georgenkirche predigte. Um ihn „aus dem Schussfeld“ zu nehmen, inszenierte der Kurfürst Friedrich der Weise, den Ideen der Reformation nicht abgeneigt, die Gefangennahme Luthers, der nun für mehrere Monate, bis zum März 1522, als Junker Jörg auf der Wartburg lebte. Hier übersetzte er das Neue Testament aus dem Griechischen in eine allgemeinverständliche deutsche Schriftsprache - eine wahrhafte und weitreichende Kulturtat, die Eisenach und die Wartburg für eine gewisse Zeit wieder der Provinzialität entriss.



Abbildung 3: Luthers Ankunft auf der Wartburg 1521 nach einem Stich aus dem 19. Jahrhundert.

Die Reformation in den Mauern der Stadt, deren Einwohner nichts von Luthers Versteck auf der Burg wussten, trieb inzwischen ein anderer voran: Jakob Strauß. Er war es, der, seit er 1523 Prediger in Eisenach geworden war, mit theologischer Begründung den Zinswucher der hiesigen Augustiner-Chorherren angriff und so den sogenannten „Zinswucherstreit“ auslöste. In diesem wider-

spiegelte sich nicht zuletzt auch ein sozialer Konflikt, der wenig später seine radikale Ausprägung in Form des Bauernkrieges annahm. Im Mai 1525 erreichte der Bauernkrieg auch Eisenach. Etwa 2000 Aufständische lagerten vor den Toren. Deren Führer, im Glauben, mit dem städtischen Rat verhandeln zu können, betraten die Stadt. Hier wurden sie gefangengenommen, verhört, gefoltert und schließlich am 11. Mai hingerichtet. Ein Kreuz in der Straßenpflasterung zwischen Markt und Pfarrberg erinnert an die Stelle, wo der Richtbock gestanden haben soll.

Ihren Abschluss fand die von Luther initiierte Reformation in Eisenach unter dem 1529 bis 1552 amtierenden ersten Superintendenten Justus Menius, der ob seines landesweiten Wirkens als „Reformator Thüringens“ in die Geschichte eingegangen ist.

„Fürstlicher Teilungswahn“

Doch verblasste das „Weltbürgerliche“ der Reformation schon bald vor der Provinzialität, in die Eisenach infolge des nun einsetzenden „fürstlichen Teilungswahns“ geriet. Landesteilungen innerhalb des wettinischen Hauses hatten 1596 zur Entstehung des staatsrechtlich selbstständigen Fürstentums Eisenach geführt. Herzog Johann Ernst war mit dem Teilungsvertrag auch die Stadt Eisenach selbst zugefallen, die er zu seiner Residenz ausbaute. Zunächst brachte der wiedererlangte Residenzstadtcharakter dem städtischen Leben einen spürbaren Aufstieg. Der aber erfuhr bald manchen Rückschlag, u.a. durch einen Stadtbrand 1617, die Pest 1626 und natürlich durch die Bedrückungen des Dreißigjährigen Krieges, dessen verheerendste Folge der Stadtbrand 1636 gewesen ist. Durch Unachtsamkeit der einquartierten schwedischen Truppen hervorgerufen, nutzten ihn Teile der Soldaten gleichzeitig zu Plünderungen größten Ausmaßes. Doch beflügelten gerade solche Katastrophen in besonderer Weise den Überlebenswillen der Bevölkerung, was seinen Ausdruck in forcierem Stadtausbau fand, der sich u.a. in reger Bautätigkeit am Markt zeigte, wo unter Leitung des Stadtmaurers Hans Leonhard zwischen 1558 und 1564 nicht nur Georgenkirche, Creutznacher- und Lutherhaus neu gestaltet, sondern auch der städtische Weinkeller – das heutige Rathaus – und der, wiederholt ver setzte, Marktbrunnen geschaffen wurden.

Erneute Landesteilungen führten wiederum zum Verlust des Residenzstadtstatus im Jahre 1644. Knapp dreißig Jahre später, 1672, wurde Eisenach unter Herzog Johann Georg I. aber erneut Hauptstadt eines selbstständigen Fürstentums mit eigener Hofhaltung; ein Zustand, der bis 1741 andauerte und mit dem, dann endgültigen, Verlust der fürstlichen Hofhaltung endete. Dieses „Auf und Ab“ widerspiegelt in gewisser Weise die Provinzialität, in deren engem Rahmen sich die Eisenacher Geschichte zwischen 1596 und 1741 vollzog. Wohl

suchte jeder „regierende Fürst“ seine Spuren zu hinterlassen. Ob dies aber die Stadt und das jeweilig regierte „Miniterritorium“ spürbar vorangebracht hat, darf bezweifelt werden. Denn bei der beschränkten Steuerkraft des Zwergstaates Sachsen-Eisenach wurde es immer schwieriger, die Unsummen aufzubringen, die die steigenden luxuriösen Ansprüche der Landesväter und ihres aufgeblähten Hofstaates verschlangen.

Insbesondere die verschiedenen Repräsentationsbauten der einzelnen Herzöge bedurften der Finanzierung durch Steuergelder, die dann an anderen Stellen fehlten. Als Johann Ernst 1596 nach Eisenach kam, veränderte er baulich den alten Zoll- oder Steinhof auf der Esplanade unter Hinzuziehung des Creuznacher Hauses, um den Komplex als Residenz nutzen zu können. Den Rat der Stadt verwies er aus dem alten auf der Nordseite der Georgenkirche gelegenen Rathaus, welches er von nun an als fürstliche Kanzlei beanspruchte. Der städtische Weinkeller – jener heute die Nordostecke des Marktes zierende Renaissancebau – diente nun dem Vollzug der Ratshandlungen und wurde im Verlauf der folgenden Jahrhunderte ein Symbol für den Selbstbehauptungswillen des Stadtbürgertums gegenüber dem jeweiligen Landesherren. Johann Georg II., Sohn des ersten Herrschers seit der Wiederbegründung des Fürstentums Eisenach 1672, ließ durch seinen Baumeister Johann Mützel unter anderem zwischen 1692 und 1693 die Kreuzkirche errichten. Die akute Geldnot ließ ihn auch die bis 1450 in Eisenach bestehende Münzprägestätte wiederbeleben.

Provinzialität in der Herrschaft – Weltbürgerlichkeit in der Kultur

Die kulturelle Vielfalt ist es, die gepriesen wird, wenn es um die wenigen Vorzüge der kleinstaatlichen Gliederung Deutschlands und Thüringens seit der frühen Neuzeit geht. Und in der Tat dürfte dies auch einer der wenigen Vorzüge jenes Kleinfürstentums namens Sachsen-Weimar-Eisenach gewesen sein, das ansonsten unter dem Repräsentationsgehabe seiner jeweiligen Fürsten eher litt. Die in Eisenach regierenden Fürsten boten aber, zumindest was die Musik betrifft, manchem Künstler von Rang ein Betätigungsfeld und vor allem geregelte Einkünfte. Die musikalischen Traditionen beginnen allerdings nicht erst 1677, jenem Jahr, seit dem der Herzog Johann Georg I. eine eigene Hofkapelle unterhielt. Schon die Berufung Johann Christoph Bachs im Jahre 1665 als Organist nach Eisenach bezeichnet den Beginn einer bedeutenden Musiktradition. Er wirkte 38 Jahre in der Stadt. Ein Vetter von ihm, Johann Ambrosius Bach, kam 1671 als Stadtpfeiffer oder Hausmann nach Eisenach. Hier wurde ihm am 21. März 1685 als siebtes Kind ein Knabe namens Johann Sebastian geboren (siehe Abb. 4). Die Familie lebte damals in einem heute nicht mehr vorhandenen Haus, an der Stelle der jetzigen Lutherstraße 35. In der Georgenkirche getauft, besuchte Johann Sebastian die schola provincialis im einstigen Dominikaner-

kloster bis zu seinem zehnten Lebensjahr. Dann verließ er die Stadt, um, nach dem Tod seines Vater 1695, Aufnahme bei seinem älteren Bruder Christoph in Ohrdruf zu finden. Nach dem Tode Johann Christoph Bachs übernahm 1703 Johann Bernhard Bach den Organistenstuhl in Eisenach. Von 1665 bis 1797, also 132 Jahre, trugen die Organisten der Georgenkirche den klangvollen Namen Bach. An ihn erinnern bis heute Gebäude, Statuen und Gedenktafeln in der Stadt.

Eine weitere Bereicherung erfuhr Eisenach als barocke Musikstadt mit der Schaffung einer Hofkapelle durch Johann Georg I. Durchaus namhaft waren die Musiker, die er in sein kleines Ensemble zu berufen wusste. Da ist zunächst Daniel Eberlin (1647 – 1714/15), der bereits 1667 in Eisenach nachzuweisen ist, seit 1677 als Kapellmeister. Immer wieder verließ er die Stadt, um schließlich doch zurückzukehren. 1685 begann seine längste Eisenacher Zeit, in der er bis 1692 nicht nur als Kapellmeister und Pagenhofmeister, sondern seit 1691 auch als Münzmeister wirkte.

Zu nennen sind in diesem Zusammenhang auch Pantaleon Hebestreit und Johann Pachelbel. Hebestreit (1668 – 1750) wirkte zwischen 1707 und (vermutlich) 1709 als „director von der musik“ und Tanzlehrer der fürstlichen Kinder. Die Wirkungszeit Pachelbels (1653 – 1706) erstreckte sich allein auf das Jahr der Gründung der Hofkapelle 1677/1678. Er verließ dann Eisenach zugunsten des Organistenstuhls in Erfurts Predigerkirche. Besonderer Glanz erlangte die Eisenacher Musiktradition mit dem Wirken Georg Philipp Telemanns (1681-1767). Er kam 1708 nach Eisenach, wo er nach der Neuformierung die hiesige Hofkapelle leitete. 1710 erwarb er das Bürgerrecht und heiratete die Tochter Daniel Eberlins. Er verließ die Stadt 1712, als er einem Ruf nach Frankfurt/Main folgte.

Dynastische „Zwänge“ führten nach der musikalischen Blüte Eisenachs während der Barockzeit schon bald zu einem Rückfall in die Provinzialität. Wil-



Abbildung 4: Johann Sebastian Bach 1685 – 1750.

helm Heinrich, letzter Herrscher des Eisenacher Fürstentums, starb 1741. Kinder hatte er nicht hinterlassen. Und so ging sein Herrschaftsgebiet ohne weiteres auf den nächsten Anwärter, den alleinigen Herzog von Sachsen-Weimar, Ernst August, über. Der beließ es zwar noch einige Jahre beim selbstständigen Fürstentum Eisenach mit eigenen Regierungsbehörden, beabsichtigte aber keinesfalls, seinen Regierungssitz nach hier zu verlegen. Nach seinem Tod 1748 regierte anstelle des noch unmündigen Thronfolgers Ernst August Constantin der Gothaische Herzog Friedrich III. Das Eisenacher Schloss blieb leer, und auch als der 1755 die Herrschaft übernehmende Ernst August Constantin nach Eisenach kam, blieb der Aufenthalt im Schloss nur ein vorübergehender, denn der Fürst starb 1758, und damit verlor Eisenach endgültig seine Hofhaltung.

„Ein Ackerbürgerstädtchen“

Dies machte sich im noch immer ländlich geprägten Eisenach durchaus bemerkbar, sank doch die Bevölkerungszahl rasch von 8.000 auf 7.000, Bierkonsum und damit dessen Produktion gingen zurück. Bäuerliches bestimmte das Bild. 1708 wurden innerhalb der Stadtmauern immerhin 266 Rinder und 449 Schweine gezählt. Im Handwerk dominierten die Tuch-, Rasch- und Zeugmacher, von denen es 1708 mehr als 250 in der Stadt gab. 1733 gründete der hiesige Kaufmann Benjamin Eichel eine Fabrik, bestehend aus Spinnerei, Weberei und Färberei. Deren Produktion und Handel florierten, sehr zum Nachteil der vielen einzelnen Meister, die ebenfalls von diesem Handwerk lebten und deren Zahl sich nun von Jahr zu Jahr verringerte. Das Eichelsche Unternehmen bezeichnet den Beginn fabrikgemäßer Produktion in Eisenach.

Insgesamt betrachtet aber war sie eine stille, friedlich-provinzielle Zeit, diese zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, gleichwohl es im Zusammenhang mit dem von Preußen ausgelösten Siebenjährigen Krieg (1757 – 1763) auch in Eisenach zu Einquartierungen und anderen Bedrückungen gekommen war. Manches neue Haus entstand, wie das des Weinhändlers Bohl (Goldschmiedenstraße 1), mancher einst unansehnliche Ort, wie etwa der Jakobsplan, wurde in eine Zierde der Stadt verwandelt. Das noch heute hier befindliche Bechtholsheimsche Palais entstand vermutlich in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts durch Umbau unter Einbeziehung der Vorgängerbauten. Der wohl älteste klassizistische Bau Eisenachs erhielt seinen Namen nach Johann Friedrich Ludwig Freiherr von Mauchenheim, genannt Bechtholsheim. In der Funktion eines Vizekanzlers fungierte er als Stellvertreter des Herzogs Karl August in Eisenach. Hier wohnte er zunächst als Mieter in dem Palais, welches er später erwarb und das bis heute seinen Namen trägt. Manche Nutzung erlebte das ansehnliche, freilich in seinem Gesamteindruck durch die angrenzenden Wohnhäuser in Großblockbauweise nicht positiv beeinflusste, Palais. Zunächst also Kanzlerpa-

lais, ging es im 19. Jahrhundert in den Besitz der Industriellenfamilie von Eichel-Streiber über. Durch nationalsozialistische Symbolik entweiht wurde es als Sitz des Stabes der SA-Brigade 44 seit 1938. Nach dem Krieg beherbergte es zunächst die Stadtbibliothek und später die städtische Wohnungsverwaltung, die das Haus bis heute nutzt.

„Das klassische Eisenach“

Das ausgehende 18. Jahrhundert sah das Palais noch als Musensitz des in Eisenach nicht sehr zahlreichen Adels von Geburt und von Geist. Im Eisenacher Stadtschloss geboren wurde am 13. Februar 1752 Luise von Göchhausen. Als Hofdame in Weimar schrieb sie, ohne Wissen des Dichters, seinen „Urfaust“ ab und erhielt das Goethesche Werk so der Nachwelt. Zehn Jahre zuvor, am 15. Dezember 1742, war eine zweite Frau, die später zu „Goethes Umfeld“ gehörte, hier zur Welt gekommen: Charlotte von Stein, Tochter des Eisenacher Hofbeamten von Schardt. Als enge Vertraute des Dichtersfürsten ist sie in die Geschichte eingegangen. Johann Wolfgang von Goethe selbst vertrieb mit seiner mehrfach in Eisenach bezugten Anwesenheit zumindest zeitweise die hier herrschende Provinzialität. Erstmals berührte er die Stadt während einer Durchreise 1775. Seinen längsten Besuch stattete er Eisenach 1777 ab, als er in seiner Funktion als Mitglied des Geheimen Consiliums – ein den Herzog beratendes Gremium – an dessen Tagung in Eisenach teilnehmen musste. Natürlich besuchte er auch die Wartburg, auf der er zeitweise wohnte und deren Bedeutung und Romantik er schon bald erkannte, womit er zu ihrer Wiederentdeckung beitrug. Goethe besuchte Eisenach mehrfach bis an sein Lebensende. Hier genoss er auch die Gastfreundschaft im Palais am Jakobsplan. Die Hausherrin war Julie von Bechtholsheim, eine geborene Gräfin von Keller, die wiederum enge Verbindung zu Christoph Martin Wieland pflegte, dem Erzieher des heranwachsenden Prinzen und späteren Herzogs Karl August und Wegbereiter der deutschen Klassik. Wieland übrigens war es, der die Sage von Mönch und Nonne, jenen beiden Felsen bei Eisenach, dichterisch als „Sixt und Klärchen“ gestaltete. Den Eisenacher Kreis des Adels von Geburt und Stand vervollständigte der Eisenacher Kaufmann Johann Lorenz Streiber, der Goethes Geldgeschäfte erledigte. Verheiratet war er mit Marie Sophie Schmidt aus Langensalza. Kein geringerer als der Dichter Friedrich Klopstock, Hauslehrer bei der Familie und Freund ihres Bruders, verehrte sie zutiefst. Sie aber verschmähte ihn, und so blieb es Klopstock einzig, ihr in den „Fanny-Oden“ ein Denkmal zu setzen. Von all jenen Bezügen zur deutschen Klassik kündigt also bis heute das Bechtholsheimsche Palais am Jakobsplan.

„Die Franzosenzeit“

Die Zeit um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert brachte allerdings nicht nur Bezugspunkte zur deutschen Klassik nach Eisenach. Nein: Auch weltpolitisch weitreichende Ereignisse fanden ihren Niederschlag in der Eisenacher Provinz. Seit 1789 hatte die französische Revolution nicht nur am dortigen Staatsmodell, der Monarchie, heftig gerüttelt, sondern auch das europäische Denken nachhaltig beeinflusst. Wir wissen nicht, was der Eisenacher Bürger von diesen Ereignissen erfahren hat. Zwar gab es seit 1753 eine Zeitung in der Stadt, die über dieses und jenes informierte. Doch ist nicht bekannt, ob sie auch über die Revolution beim französischen Nachbarn berichtete, denn die entsprechenden Ausgaben der „Eisenachischen Wöchentlichen Policy- und Commercien-Nachrichten“ fehlen. Erfahren haben wird der Eisenacher Bürger allerdings einiges aus Augenzeugenberichten. Denn mancher französische Adlige, von der Revolution vertrieben, fand in der Stadt Zuflucht, wie etwa die Herzogin von Castries, an die eine umfangreiche Inschrift in der Vorhalle der Georgenkirche erinnert. Im übrigen stammt die deutsche Übersetzung des französischen Urtextes von Julie von Bechtholsheim.

Die unmittelbaren Nachwirkungen der Revolution bekam dann Eisenach allerdings während der sogenannten „Franzosenzeit“ zwischen 1806 und 1813 zu spüren. Wegen ihrer Lage an den großen Heerstraßen von Südwesten nach Osten und Nordosten, von Frankfurt am Main nach Leipzig und Berlin, war die Stadt ständig Etappenort durchziehender Truppen. Insgesamt, so ist berechnet worden, wurden hier zwischen 1806 und 1813 etwa 650.000 Soldaten einquartiert und gepflegt. Anfangs, unter dem französischen Platzkommandanten Blondel de Bellebrongue, lief dies alles noch in geordneten Bahnen, später allerdings kam es immer wieder zu Plünderungen und Bränden. Ein verheerendes Unglück ereignete sich am 1. September des Jahre 1810. Von Gotha kommend, durchfuhren französische Pulver- und Munitionswagen unter Missachtung aller Sicherheitsbestimmungen das Stadtzentrum, anstatt es weiträumig zu umgehen. Es kam, was kommen musste. Durch einen Zufall waren zehn Wagen des Trosses noch vor der Stadt aufgehalten worden. Drei andere befanden sich aber schon im Zentrum, als, von ihnen ausgehend, ein Inferno losbrach. In der östlichen Georgenstraße, damals Messerschmidtgasse, entzündete sich das Pulver. Die drei Wagen nebst Begleitmannschaft flogen in die Luft. Neun Häuser auf beiden Seiten der Gasse stürzten ein, 24 andere brannten sogleich lichterloh, 60 Menschen fielen der Katastrophe zu Opfer. An diese unglückliche Berührung des provinziellen Eisenach mit der großen Weltpolitik erinnert bis heute der sogenannte „Schwarze Brunnen“ am Zusammenschluß von Georgen- und Alexanderstraße.

Die von den Eisenachern durchaus als Bedrückung empfundene Franzosenzeit endete mit der entscheidenden Niederlage Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 und den Neuregelungen innerhalb Europas, die beim Wiener Kongreß 1814/1815 festgelegt worden waren. Eisenach war nunmehr Bestandteil eines territorial vergrößerten und zum Großherzogtum erhobenen Staatsgebildes namens Sachen–Weimar–Eisenach. Wichtiger für die Stadt und seine Bürger war aber wohl die Tatsache, dass der Herzog zum 1. Juni 1813 eine neue Stadtordnung, siehe Abbildung 5, in Kraft setzte, die zwar noch an Althergebrachtes anknüpfte, jedoch den Beginn eines den Staat nach modernen bürgerlichen Verhältnissen organisierenden Reformsystems darstellte.

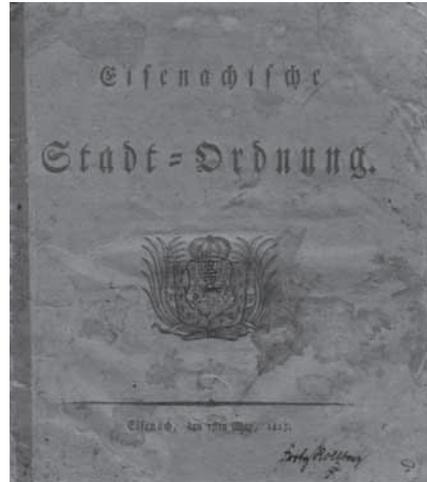


Abbildung 5: Die Stadtordnung für Eisenach von 1813.

„(Welt)-Bürgerliches“: Das Treffen der deutschen Burschenschaften

Bildete die neue Stadtordnung eine lokalspezifische Reform, so fand vier Jahre später ein weitreichender nationaler Reformwille ebenfalls in Eisenach seinen Ausdruck: Das Wartburgfest der deutschen Burschenschaften vom 17. bis 19. Oktober 1817. Als „Fest der geistigen und bürgerlichen Freiheit“ geplant, knüpfte es bewusst an zwei historische Daten an: den Lutherschen Thesenanschlag an der Kirche zu Wittenberg im Oktober 1517, der den Beginn der Reformation symbolisierte, und die Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813. Etwa 500 Studenten und Professoren, unter ihnen die namhaften Jenenser Lehrer Jakob Friedrich Fries, Dietrich Georg Kieser und Lorenz Oken, nahmen an der Veranstaltung teil. Zu ihr gehörte der historische Zug auf die Wartburg ebenso wie die nächtliche Demonstration auf dem Wartenberg gegen die Zersplitterung des Nationalstaates und den alles beherrschenden Militarismus sowie für bürgerliche Freiheiten. Reaktionäre Bücher, ein preußischer Ulanenschnürleib, ein hessischer Militärzopf sowie ein österreichischer Korporalstock wurden symbolisch verbrannt. Die studentischen Gäste fanden bei den Eisenachern freundliche Aufnahme. Selbst wenn die staatliche Reaktion das Fest spä-

ter diffamierte und seine Veranstalter verfolgte, gingen doch bleibende Wirkungen hinsichtlich der Schaffung eines modernen bürgerlichen Nationalstaates von ihm aus.

Das Studentenfest beeinflusst Eisenach bis heute nachhaltig. Regelmäßig kam es in der Folgezeit zu Veranstaltungen von Studenten und Burschenschaften in der Stadt, wobei die jeweiligen politischen Systeme ihr Gedankengut präjudizierten. Die Burschenschaften des Kaiserreiches hatten sich vollkommen von der früheren antimilitaristischen Tradition losgesagt. So ist es kein Zufall, dass ihr bis heute die Stadt überragendes Denkmal zu Ehren derjenigen Studenten, die im Kampf um den deutschen Nationalstaat ihr Leben gaben, das Burschenschaftsdenkmal, nicht auf dem Wartenberg steht, wo 1817 symbolisch die Militärsignien verbrannt worden waren, sondern auf der Göpelskuppe. Das Denkmal selbst wurde 1902 eingeweiht. Im übrigen erinnern verschiedene Straßennamen im Wohngebiet am Wartenberg an Teilnehmer des Burschenschaftsfestes von 1817.

Nach dem, in seinen Wirkungen weit reichenden, Burschenschaftsfest, zog wieder „Normalität“ in der Stadt ein, die sich während der stillen Biedermeierzeit nur in bescheidenem Maß fortentwickelte. Nur um etwas mehr als tausend stieg die Einwohnerzahl zwischen 1810 (8.137) und 1837 (9.270). Die wirtschaftlichen Strukturen blieben an der Landwirtschaft orientiert. Noch 1858 beherbergte die Stadt nicht nur etwa 11.000 Einwohner, sondern auch 230 Pferde, 500 Rinder, 1.350 Schafe, 1.500 Schweine und 300 Ziegen. Das Gewerbe hatte sich zumeist quantitativ fortentwickelt. „Fabrikmäßig“ arbeitete man nur in der Spinnerei und in der 1806 gegründeten Farbenfabrik. Trotzdem gab es noch Armut, und manche Hungersnot und Teuerung im Gefolge von Missernten hatten die Eisenacher zu überstehen. Um die Armen nicht ausschließlich der Wohltätigkeit der Reichen zu überlassen, sondern die Überzeugung zu fördern, dass man durch rechtzeitiges Sparen selbst Vorsorge zu treffen habe, ließ die Großherzogin Maria Pawlowna, Tochter des russischen Zaren und weltgewandte Ehefrau des Großherzogs Carl Friedrich, 1823 eine Sparkasse in der Stadt, die zweitälteste in ganz Thüringen, einrichten. An die Zeit überdauernden – damals entstandenen – Bauwerken sind zu nennen: Das um 1810 umgebaute Haus Karlstraße 3 im Empirestil, in dem der Überlieferung zufolge 1808 auf seiner Reise zu einem Treffen mit dem russischen Zaren Alexander in Erfurt Napoleon I. genächtigt haben soll. Heute befindet sich darin das Finanzamt. An der Georgenstraße 52 entstand um 1819/20 ein klassizistischer Neubau, der im Lauf seines Bestehens die unterschiedlichsten Nutzungen erfahren hat. Heute ist darin ein Jugendclub tätig. Ihre Ursprungsfunktion bis heute hat die um 1825 errichtete Bürgerschule am Markt behalten, ein weiteres stattliches Bauwerk des Eisenacher Klassizismus.

„Unaufhaltsamer Aufstieg“ – die Eisenbahn und die Wiederentdeckung der Wartburg

Die Stille der ausgehenden Biedermeierzeit erschütterten die nun folgenden großen Ereignisse nachhaltig. Um die Mitte der 1840er Jahre verstärkten sich auf Grund von Versorgungsschwierigkeiten mit landwirtschaftlichen Produkten die sozialen Spannungen zwischen Arm und Reich. Hinzu kamen die unerfüllten Hoffnungen auf einen bürgerlichen Nationalstaat aus den Jahren 1814 und 1817. Dies alles führte auch am Fuße der Wartburg zu jener Situation, die in die Revolution 1848/49 mündete (siehe Abb. 6). Befördert im wahrsten Sinne des Wortes wurde das revolutionäre Gedankengut auch durch Reisende, die Eisenach mittels Bahn erreichten. Seit 1847 nämlich hatte die Stadt einen Anschluss an die Thüringer Eisenbahn. Nachdem am 18. Juni 1847 eine Probefahrt der Lokomotive „Eisenach“ auf der Strecke Gotha-Eisenach erfolgreich stattgefunden hatte, verkehrten seit dem 24. Juni des Jahres täglich drei Bahnen Richtung Weimar – eine Fahrt, die seinerzeit dreieinhalb Stunden dauerte. Die Bahn war es auch, die Ende April 1848 62 Thüringer Abgeordnete zur Nationalversammlung in die Frankfurter Paulskirche brachte, unter ihnen Jakob Grimm, Friedrich Ludwig Jahn, den Turnvater, und Robert Blum. Auf das herzlichste wurden die „Abgesandten der Revolution“ in Eisenach begrüßt.



Abbildung 6: Die Wartburg nach einem Stich aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Noch eine zweite Wirkung ging von der europäischen Revolutionswelle 1848 auf Eisenach aus. Wie schon ein halbes Jahrhundert zuvor, spülte die Französische Februarrevolution eine Hochadlige nach Eisenach, die hier Schutz suchte: die Herzogin Helene von Orleans. Als eine geborenen Prinzessin von Mecklenburg war sie zugleich Nichte des Großherzogs Carl

Friedrich, der ihr im Eisenacher Schloss Zuflucht anbot. Mit ihren beiden Söhnen lebte sie bis 1858 in der Stadt, vollbrachte manche Wohltat zugunsten der ärmsten Stadtbewohner, wofür man ihr schließlich die Ehrenbürgerwürde verlieh. Sichtbares Zeichen ihres Wirkens ist ein Teich am Beginn des Marientals, den die Herzogin anlegen ließ und auf dem ihre Söhne des Winters Schlittschuh liefen. Deshalb auch trägt er bis heute seinen Namen „Prinzenteich“.

Neben dem „mobilen Faktor“ Eisenbahn beförderte noch ein „immobiler Aspekt“ Eisenachs Aufstieg in der zweiten Jahrhunderthälfte. Es war die weit-sichtige Großherzogin Maria Pawlowna, die ihren Sohn Carl Alexander drängte, sich des historischen Erbes der Wartburg anzunehmen. Deren Restaurierung begann im Jahr 1838 und erfuhr 1867 einen vorläufigen Abschluss, jenem Jahr, als man das 800. Gründungsjubiläum der Feste beging. Die Wartburg, so erkannte man damals, war nicht nur ein Ort nationaler Erinnerung. Auch der weiter reichenden Dimensionen wurde man sich nun wieder bewusst: Das europäische Herrschergeschlecht der Ludowinger, die Heilige Elisabeth, Martin Luther und die Reformation. Von dieser Entwicklung profitierte die Stadt nun nachhaltig, wieder einmal aus dem Schatten der Provinzialität tretend. Sie wurde wegen der Burg und vor allem wegen ihrer günstigen Lage im Herzen des 1871 gegründeten Deutschlands sowie der guten Erreichbarkeit mittels Eisenbahn zu einem begehrten Tagungsort. Das, was mit dem Treffen der Burschenschaften 1817 seinen Anfang genommen hatte, fand nun in der zweiten Jahrhunderthälfte seine Fortsetzung. Bereits 1850 tagte der Gustav-Adolf-Verein in der Stadt. Im Juni 1859 versammelten sich etwa 30 bürgerliche Demokraten in der Eisenacher Ausflugsgaststätte „Phantasie“ im Mariental, um die Gründung einer deutschen bürgerlichen Partei, die im September des Jahres unter dem Namen „Deutscher Nationalverein“ schließlich in Frankfurt am Main aus der Taufe gehoben wurde, vorzubereiten. In gewisser Weise steht damit die Wiege der deutschen liberalen Parteipolitik am Fuß der Wartburg. Die Liberalen blieben der Stadt auch in der Folge treu. Wohl nicht zufällig fanden hier 1892 und 1902 Reichsparteitage der Nationalliberalen Partei statt. 1947 schließlich tagte in Eisenach ein Zonenparteitag der Liberalen, dem 1952 ein Parteitag der LDPD folgte.

Noch eindeutiger als die liberalen lassen sich die sozialdemokratischen Wurzeln der deutschen Parteienlandschaft in Eisenach verifizieren. Ohne Zweifel haben die Tage im August des Jahres 1869, als sich Delegierte von Arbeitervereinen aus ganz Deutschland am Fuß der Wartburg versammelten, um eine Partei der Arbeiter hier zu gründen, das politische Denken, die politischen Strukturen des Deutschen Reiches nachhaltig beeinflusst. Der Kongress der Arbeiter begann mit einem Eklat, als sich bei der Versammlung am 7. August im Hotel „Goldener Löwe“ (Marinestraße 57) die Anhänger August Bebel auf der einen und die des Johann Baptist Schweitzer, welche den Lehren Ferdinand Lasalles folgten, auf der anderen Seite schon zu Beginn der Versammlung „in die Haare gerieten.“ Man tagte daraufhin in getrennten Häusern. Bleibendes Ergebnis war die Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) am 8. August 1869 in den Räumen des „Hotels zum Mohren“ durch die Anhänger Bebel. Das Hotel zum Mohren – jene Gründungsstätte – befand sich an der Ecke Alexanderstraße/Querstraße; es musste später einem wesentlich grö-

berer Neubau weichen. Noch einmal – vier Jahre später – vom 23. bis 27. August 1873 trafen sich Delegierte zu einem Kongress der SDAP in der Stadt. Man tagte, weil die ursprünglich für Nürnberg vorgesehene Konferenz von den dortigen Polizeibehörden verboten worden war, im Eisenacher „Gasthaus zur Sonne“ in der Georgenstraße/Ecke Hospitalstraße. Größere Veranstaltungen der Sozialdemokratie fanden später in Eisenach nicht mehr statt. Die Traditionen jedoch werden in der Gedenkstätte „Goldener Löwe“ in der Trägerschaft der August-Bebel-Gesellschaft e.V. gepflegt.

Zwei wichtige politische Strömungen des 19. Jahrhunderts – der bürgerliche Liberalismus und die Sozialdemokratie – sind untrennbar mit dem Namen Eisenach verbunden, welches nicht zuletzt dadurch seiner „biedermeierlichen Provinzialität“ zu entfliehen vermochte. Für die war im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ohnehin schon lange kein Platz mehr, schickte sich der Ort doch an, von einer Ackerbürgergemeinde zu einer weithin respektierten Wirtschafts- und Kulturstadt in der Mitte Deutschlands zu werden.

Jahrhunderterwartungen

Seit den 1880er Jahren reifte die Idee, Eisenach zu einem Kurbad vom Range Baden-Badens auszugestalten. Die gute Erreichbarkeit mittels Eisenbahn, die attraktive Natur rund um die Stadt und der romantische Schatten der Wartburg schienen gute Voraussetzungen für die hochfliegenden Pläne der Kurbadanhänger zu sein. Hinzu kam, dass sich in wachsendem Maße gutbetuchte Rentiers, Adlige, hohe Beamte und Offiziere am Fuß der Burg niederließen, um hier die Ruhe des Alters zu genießen. Einer der ersten, der die diesbezügliche Schönheit der Stadt erkannt hatte, war der plattdeutsche Dichter Fritz Reuter, dessen Haus im unteren Haintal (Reuterweg 1) nach einem Entwurf des Gothaer Architekten Ludwig Bohnstedt errichtet wurde. Hier lebte der Dichter seit seinem Einzug 1868 bis zu seinem Tod am 12. Juli 1874. 1895 erwarb die Stadt Eisenach das Haus, richtete hier – nach dem Kauf einer bedeutenden Sammlung zum Wirken des Komponisten Richard Wagner, die Nikolaus Oesterlein, ein Österreicher, zusammengetragen hatte, – eine Wagnerausstellung ein, die gemeinsam mit den einstigen Wohnräumen Fritz Reuters 1897 der Öffentlichkeit als Reuter- und Wagner-Museum zugänglich gemacht wurde. Bis heute bildet das Museum einen Anziehungspunkt für Freunde und Verehrer des Dichters und des Komponisten.

Den Reuters folgten andere, und deren Geld ließ im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einen neuen Stadtteil in Eisenach entstehen: Den jugendstilgeprägten Süden, der bau- und versorgungstechnisch schwer zu erschließen gewesen ist und der dennoch zahlreichen attraktiven Villen Platz bot. Beschwerlich mag er sein, ein Rundgang durch den Eisenacher Süden, aber lohnenswert

für das architekturinteressierte Auge allemal.



Abbildung 7: Die Eisenacher Wandelhalle von 1906.

Steingewordener Ausdruck der hochfliegenden Kurbadpläne ist die Wandelhalle, die 1906 eingeweiht wurde (siehe Abb. 7). Da kein geeignetes Wasser in der Stadt vorhanden war, leitete man es mittels Rohrleitungssystem vom etwa 12 Kilometer entfernten Wilhelmglücksbrunn in die Stadt. Trotz der Beteuerungen, dass dieses Wasser alles heile – vom Ischias- bis zum Nervenleiden – wurde Eisenach kein zweites Karlsbad. Darüber, wer den Kurbadbetrieb leiten und organisieren und die erwarteten Gewinne abschöpfen sollte, gab es oft Streit. Und auch das zu Beginn der 1920er Jahre nahe des Kurhotels Fürstenhof errichtete Spielkasino brachte den Erholungsbetrieb nicht mehr so recht auf die Beine. 1938 schließlich löste man das Unternehmen „Kurbad Eisenach“ auf, und auch dem kurzzeitigen Versuch einer Wiederbelebung – als man 1968 Eisenach zum staatlich anerkannten Erholungsort „beförderte“ – war kein Erfolg beschieden. Wohl vor allem wegen der zunehmenden Umweltverschmutzung zog man 1985 dieses Prädikat stillschweigend wieder zurück. Woran das „Kurbad Eisenach“ letztlich gescheitert ist, lässt sich schwer beurteilen. Gewiss war schon damals die Konkurrenz groß, und ohne Zweifel gab es hier auch bei weitem kein so vorzügliches Wasser wie etwa in Karlsbad. Ausschlaggebend aber wird wohl gewesen sein, dass sich Eisenach zur gleichen Zeit anschickte, eine Industriestadt zu werden. Möglicherweise ließ sich beides – Kur und Industrie – nicht miteinander vereinen.

Die Industrie wuchs vor allem aus den Bereichen der Tuch- und der Farbenherstellung hervor. Die Kammgarnspinnerei, seit 1886 Aktiengesellschaft, beschäftigte bald mehr als tausend Industriearbeiter. Es gab eine industriell produzierende Farbenfabrik. 1868 entstand mit der Herdfabrik der Brüder Demmer eines der ersten nur Metall verarbeitenden Unternehmen Thüringens. Entscheidend geprägt aber hat der Automobilbau die Stadt. Am 3. Dezember 1896 wurde per Aktienzeichnung und Vertrag die Fahrzeugfabrik Eisenach, maßgeblich initiiert durch den Ingenieur und Erfinder Heinrich Ehrhardt aus Zella-Mehlis, gegründet. Eisenach gehört damit zu den ältesten Automobilbaustandorten Deutschlands, denn 1898 – vorher hatte man vor allem Fahrräder und Militärgerät hergestellt – lief mit dem auf der Basis des französischen Fahrzeugs Deauville in Lizenz hergestellten Wartburg-Motorwagen erstmals ein „echtes Eisenacher Auto“ vom Band. Es passt in diese Tradition, dass am 19. Januar 1901 im hiesigen Hotel „Kaiserhof“ der Verband der Deutschen Automobilindustrie gegründet wurde. Die Fahrzeugherstellung hat Eisenach nachhaltig geprägt. Im Zusammenhang mit dem Werk, welches laufend erweitert wurde, entstanden neue Wohnsiedlungen. Der Bevölkerungsaufschwung, den die Stadt erlebte – 1881 19.411, 1891 21.602, 1901 31.103 Einwohner – forcierte nicht nur das Baugeschehen, sondern förderte auch die Entwicklung der Infrastruktur. Das alte Gaswerk von 1862 musste 1898 einem neuen, wesentlich größeren weichen. Der Ausbau der unterirdischen Wasser- und Abwasserversorgungssysteme erfolgte seit 1878 mit gewaltigem Kostenaufwand. Entscheidend aber wirkte sich die Gründung des Elektrizitätswerkes 1892 aus. Sie erfolgte unter maßgeblicher Beteiligung der AEG, und Eisenach dürfte um diese Zeit eine der ersten deutschen Städte seiner Größe gewesen sein, die über ein ausgefeiltes Stromversorgungsnetz verfügte, zu dem 1897 noch die elektrische Straßenbahn kam. Deren Schienennetz, zunächst nur dafür gedacht, Erholungssuchende vom Bahnhof in die Natur des Annatals zu bringen, wurde in den folgenden Jahren kontinuierlich ausgebaut und diente dann auch mehr und mehr den Einheimischen als Fortbewegungsmittel.

Die Zeit zwischen etwa 1870 und 1914 war für Deutschland und damit auch für Eisenach eine Periode des ungebremsen Aufschwungs. Die Zahl der Einwohner wuchs, mit ihr die Infrastruktur und die Wirtschaft. Neben den sich entwickelnden Industrieunternehmen boomte auch die Tourismusbranche: Erholungsbetriebe und Gastronomie profitierten davon, dass Eisenach bis in die 1930er Jahre zu den am stärksten besuchten Erholungsorten Thüringens gehörte. Eine Rolle dabei spielte natürlich auch die Kultur, die in der Stadt seit jeher mit Geschichte verbunden war. Wenn man hier von Kultur spricht, so meint man bis heute vor allem die Traditionen. Und die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg waren eine durchaus traditionsbewusste, freilich auch nationalistisch überhöhte Zeit. So gab es zu Beginn des Jahrhunderts, 1901, eine große Koloni-

alausstellung in der Stadt, um auch dem provinziellsten Bewohner zu verdeutlichen, dass Deutschland einen „Platz an der Sonne“, sprich: Kolonien, brauche. Ein Jahr später wurden in feierlicher Zeremonie das Denkmal der Deutschen Burschenschaften in Erinnerung an die in den Kriegen um die Herstellung des deutschen Einheitsstaates (1864 bis 1870/71) gefallenen Burschenschafter und der Bismarckturm zu Ehren des Eisernen Kanzlers, Otto von Bismarck, eingeweiht. 1903 folgte eine – heute nicht mehr vorhandene – Bismarckbüste am Eingang zum Stadtpark. Sie stammte von dem mit Eisenach verbundenen Stuttgarter Bildhauer Adolf von Donndorf, dem die Stadt die Ehrenbürgerwürde verlieh. Er hatte bereits ein Standbild Martin Luthers gestaltet, welches am 4. Mai 1896 aus Anlass der 375. Wiederkehr der Ankunft des Reformators auf der Wartburg enthüllt worden war. Von wesentlicher Bedeutung wurde im letzten Drittel des Jahrhunderts die Pflege des Erbes der Musikerfamilie Bach. Seit 1868 gab es am heutigen Bachhaus eine Tafel, die es als das Geburtshaus des großen Komponisten Johann Sebastian Bach auswies. Donndorf schuf 1884 ein Denkmal des genialen Musikers, welches zunächst vor dem Eingang der Georgenkirche Platz fand. 1938 mußte es dem Georgenbrunnen weichen, und es fand seinen heutigen Standort auf dem Frauenplan, in unmittelbarer Nähe zum Bachhaus. Dieses wurde als Museum am 27. Mai 1907 im Rahmen des Dritten Deutschen Bachfestes unter großer Anteilnahme der Bevölkerung eingeweiht. Der von der Heimatforschung in den 1920er Jahren erbrachte Nachweis, dass es sich nicht um das Geburtshaus Johann Sebastian Bachs handelt, ist für die Pflege dieser Traditionen jedoch völlig unerheblich. Zu nennen ist schließlich noch das Bach-Denkmal in der Vorhalle zur Georgenkirche, welches, vom Bildhauer Paul Birr geschaffen, 1939 enthüllt wurde.

Der erste Weltkrieg und seine Folgen: „Wirtschaftliche Provinz“ und Zusammenbruch des Kurbades

Krieg und Revolution brachten eine tiefen und weitgreifenden Einschnitt in der Stadtentwicklung, die sich bis 1914 so verheißungsvoll gestaltet hatte. Die Jahrhundertenerwartungen des ersten Dezenniums wurden in einer Vernichtungsmaschinerie bisher ungekannten Ausmaßes zermalmt. Dem Kriegs fielen etwa 1.400 Eisenacher zum Opfer, die auf den Schlachtfeldern verbluteten. Und auch die Daheimgebliebenen brachten Opfer: Mit ihrem Ersparten zeichneten sie Kriegsanleihen, die vier Jahre später nichts mehr wert waren. Seit 1915 gab es auf dem Markt ein großes hölzernes „Eisernes Kreuz“, in welches man gegen die Entrichtung eines gewissen Obolus einen Nagel einschlagen durfte; so beschaffte man Geld für den Krieg. Rationierungen aller lebensnotwendigen Dinge bestimmten die Atmosphäre in der Stadt zwischen 1914 und 1918 ebenso wie die Angst um Väter und Söhne und die Bereitschaft, auch Per-

sönlichstes, wie etwa den Familienschmuck, dem Krieg zu opfern, der dennoch nicht zu gewinnen war.

Der dem Krieg und der Revolution folgende deutsche Staat hätte durchaus auch als „Eisenacher Republik“ in die Geschichte eingehen können. Die Stadt am Fuß der Wartburg hatte sich ebenso wie etwa Bayreuth, Nürnberg oder Erfurt um die Ausrichtung der Nationalversammlung beworben, deren Tagungsort Weimar schließlich namensgebend für die Republik wurde. Nur in Wenigem unterschied sich die Stadt damals von den Entwicklungen, die den Weimarer Staat in seiner Gesamtheit prägten. Zwei Dinge allerdings sind augenfällig. Im Gegensatz zum Reich, wo sehr oft die politischen Konstellationen und damit auch die Regierungen wechselten, prägte eine relativ stabile bürgerliche Parteienmehrheit die Kommunalpolitik Eisenachs zwischen 1919 und 1933. Langfristig entscheidender aber war wohl die Tatsache, dass Eisenach, trotzdem es seit dem 1. April 1919 kreisfrei gewesen ist, nicht an die hoffnungsvolle Vorkriegsentwicklung anknüpfen konnte. Dies zeigte sich im langsamen „Sterben“ des Kurbadbetriebes ebenso wie in der Filialisierung der Wirtschaft. Ehemals Eisenacher Betriebe wurden durch größere Unternehmen aufgekauft und bildeten forthin nur noch Filialen größerer Konzerne, die ihren Sitz fern der Stadt hatten. Der Versuch, die Konzernzentrale der Firma „Kali und Salz“ zu bewegen, sich in Eisenach dauerhaft niederzulassen, scheiterte 1925. Die Fahrzeugfabrik musste 1921 an die Gothaer Waggonfabrik verkauft werden, die sie 1928 wiederum an die Bayrischen Motorenwerke veräußerte – ein durchaus auch positiver Umstand, denn so wurde die Stadt am Fuß der Wartburg die Wiege der BMW-Automobilproduktion.

Günstig wirkte es sich auch aus, dass der Landeskirchenrat der Evangelisch-Lutherischen Kirche Thüringens seit dem 1. April 1921 seinen ständigen Sitz in der Stadt hatte. Nicht zuletzt deshalb tagte der Lutherische Weltkonvent im August 1923 in der Stadt, was freilich auch etwas mit dem hier beheimateten und gepflegten Erbe des Reformators zu tun hatte. So kam wieder ein Stück Weltbürgerlichkeit nach Eisenach.

Zwei Ereignisse sind in kultureller Beziehung aus jenen Jahren hervorzuheben: 1925 stiftete der Geheime Kommerzienrat Curt Elschner, Inhaber des Berliner Hotels „Excelsior“ und Betreiber des Wartburghotels, der Stadt eine nach ihm benannte Gemäldegalerie, die unter anderem Werke solcher Künstler wie Anselm Feuerbach und Franz von Defregger enthält. Sie war lange Zeit im Stadtschloss am Markt zu sehen. Im Marstall dieses Schlosses öffnete in schwerer Krisenzeit 1931 ein wichtiger Teil des Thüringer Museums, die Ausstellung Thüringer Porzellane und Fayencen, ihre Pforten. Die typischen Bauformen jener Jahre fanden auch in Eisenach ihren Niederschlag, etwa im Südflügel des Krankenhauses an der Mühlhäuser Straße, im Konsumkaufhaus in der Goldschmiedenstraße oder im Kino „Capitol“ an der Alexanderstraße. Ein

wichtiges Ereignis in baulicher Beziehung fiel in die Endphase der Weimarer Republik. Die vorstädtische, nach ihrem geistigen Schöpfer, dem Stadtbaurath Karl Hofferbert benannte, Wohnsiedlung wurde 1932 eingeweiht und in den folgenden Jahren immer weiter ausgebaut.

Der zweite Weltkrieg und seine Folgen: „Aus der Mitte an den Rand“

In nichts unterschied sich Eisenach von vielen anderen deutschen Kommunen während der dunklen Jahre der nationalsozialistischen Diktatur. Auch hier sahen die Bewohner über die Unmenschlichkeit des Systems hinweg, vielfach auch geblendet durch den rasch einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwung. Viele Unternehmen waren in die Rüstungsproduktion involviert. Seit 1937 gab es nahe Eisenach, auf dem Areal des „Dürrerhofs“, ein Flugmotorenwerk der BMW, wo seit dem Beginn der 1940er Jahre zahlreiche Häftlinge des Weimari-schen Konzentrationslagers Buchenwald sowie viele ausländische Zwangsarbeiter geknechtet wurden. Bis zum Beginn des Krieges wurden sehr viele Wohnungen gebaut und neue Wohnsiedlungen erschlossen, so etwa die sogenannte SA-Siedlung am Siebenborn, die vor allem für „verdiente Kämpfer“ der Sturmabteilungen gedacht war, und die Kleinhaussiedlung am Kirschberg. Die Militarisierung der Gesellschaft zeichnete sich aber schon deutlich ab. Seit 1935 wurden die Kasernen an der heutigen Thälmannstraße durch die Truppen des Panzerregimentes 2 bezogen. Später kamen Kradschützen, eine Panzerabwehrabteilung und eine Nachrichtenabteilung hinzu.

Während man den Krieg nach außen vorbereitete, tobte der nach innen schon lange. Nachdem die politische Opposition mittels Gleichschaltung und Gewalt mundtot gemacht worden war, verstärkte sich die Verfolgung der Juden zunehmend. 1933 zählte die Eisenacher jüdische Gemeinde noch etwa 380 Mitglieder. Besonders unter dem Eindruck des Pogroms vom 9. November 1938 wanderten viele von ihnen aus. Auch in Eisenach brannte die erst 1885 eingeweihte Synagoge in der „Kristallnacht“ nieder, ohne dass die Feuerwehr ein-griff. Dies bedeutete den Anfang vom Ende. Im Mai und im September 1942 wurden die jüdischen Menschen Eisenachs, die nicht rechtzeitig hatten fliehen können, in die Vernichtungslager deportiert. Die Gemeinde, die einst zu den größten Thüringens gezählt hatte, hörte auf zu existieren. Heute erinnert die hiesige – 1947 als eine der ersten in Deutschland überhaupt eingeweihte – Synagogengedenkstätte an der Karl-Marx-Straße ebenso an die furchtbaren Ereignisse jener Jahre wie die Gedächtnistafel im Bahnhofsgebäude zur Erinnerung an die Deportationen der jüdischen Mitbürger.

Mit dem Jahr 1944 kehrte auch für die Eisenacher der Krieg an seinen Ausgangspunkt zurück. Insgesamt sieben Bombenangriffe zwischen Februar 1944 und Februar 1945 zerstörten zahlreiche Häuser im Wohngebiet Wartenberg und

Teile der Innenstadt, unter anderem Teile des Rathauses, siehe Abbildung 8, den Ostflügel des Creuznacher Hauses, Teile der Lutherstraße, das Lutherhaus und das Bachhaus. Das Inferno endete am 6. April 1945 mit der kampfflosen Übergabe der Stadt an die amerikanischen Truppen.



Abbildung 8: Bomben auf das Eisenacher Rathaus im Februar 1945.

Den amerikanischen Besatzern folgten am 2. Juli 1945 die russischen, denn die Konferenz von Jalta, zu der sich im Februar 1945 die Alliierten auf der Krim trafen, hatte die Grenzen der künftigen Besatzungszonen in der Weise festgelegt, dass Eisenach zur russischen Zone gehörte. Dieser Umstand sollte die Entwicklung der Stadt in den folgenden vier Jahrzehnten nachhaltig prägen.

Durch die vier Jahre nach Ende des Kriegs endgültig vollzogene Spaltung Deutschlands in die Bundesrepublik und die Deutsche Demokratische Republik rückten Eisenach und die Wartburg von der einst zentralen Lage in der Mitte des Landes in eine Randposition. Hier wiederholte sich, was knapp 700 Jahre zuvor durch den thüringisch-hessischen Erbfolgestreit schon einmal passiert war. Doch war der „moderne Abgrenzungswahn“ viel absoluter als die seinerzeitige Teilung der Landgrafschaft.

Zentralismus und Planwirtschaft ließen Eisenach zu einem „mitfunktionierenden“ Gemeinwesen am Rande der DDR werden, dem freilich dennoch nicht alle Spezifika abhanden kamen. Zunächst waren die Menschen auch hier bemüht, die Folgen des Krieges zu beseitigen, was sich in starkem Aufbauwillen äußerte. Luther- und Bachhaus wurden ebenso rasch wieder aufgebaut wie das Rathaus. Auch gelang es, das BMW-Werk vor der Demontage bzw. der Zerstö-

nung zu bewahren. Anfangs stellte man lebenswichtige Güter wie Handwagen oder Kochtöpfe (aus Stahlhelmen) her. Der russischen Besatzungsmacht wurden mittels Vorführung verschiedener automobiler Vorkriegsmodelle, die aus noch vorhandenen Teilen nach Kriegsende zusammengebaut worden waren, die Eisenacher Fahrzeuge „schmackhaft“ gemacht, und man konnte weiter produzieren. Das seit 1955 unter dem Namen „Automobilwerk Eisenach“ (AWE) als volkseigener Betrieb agierende Unternehmen sollte für die nächsten Jahrzehnte die ökonomische und soziale Struktur der Stadt nachhaltig prägen. Neben Zwickau, wo der Pkw „Trabant“ vom Band rollte, war Eisenach der zweite wichtige Automobilbaustandort in der DDR. Ein solches Werk brachte manchen Vorteil für die Kommune, die dadurch, dass hier eben die „Werker“ lebten, trotz der Randlage besser beliefert wurde. Auch einige infrastrukturelle Verbesserungen, wie etwa der Bau einer Volksschwimmhalle 1977 oder einer Großsporthalle 1983, vorwiegend für die Handballer, deren Spiel in Eisenach Tradition hat – immerhin war man 1958 DDR-Meister im Großfeldhandball geworden –, wurden auf diese Weise möglich. Nahezu 10.000 Menschen beschäftigte der Automobilbau in den Jahren der DDR in Eisenach. Sie benötigten natürlich auch entsprechenden Wohnraum, und so ist es kein Wunder, dass die Stadt in dieser Beziehung durchaus „gut gestellt“ war. Zahlreiche Wohnkomplexe entstanden: An der Thälmannstraße (1958 – 1963), an der Stedtfelder Straße (1969 – 1972), an der Goethestraße (1974 – 1976), am Petersberg (1976 – 1978) und in Eisenach-Nord, wo ab 1978 ein ganzes Wohnviertel neu entstand. Freilich ging diese „Neubauoffensive“ zu Lasten des Altbaus, der in der Innenstadt mehr und mehr zerfiel. Ganze Komplexe alter Bausubstanz wurden in den 1970er Jahren abgerissen, etwa am Jakobsplan oder an der Sophienstraße. Wesentliche Teile des alten Stadtbildes gingen auf diese Weise unwiederbringlich verloren.

Neben *dem* „Wartburg“, wie das seit 1956 hier hergestellte Automobil hieß, siehe Abbildung 9, prägte auch *die* Wartburg die Stadtentwicklung nach 1945 nachhaltig. Zunächst blieb sie für viele Jahre ein Symbol des ungebrochenen Willens, die deutsche Einheit zu erhalten. In den 1950er Jahren fanden hier gesamtdeutsche Konferenzen, Studententreffen und vor allem Sängertreffen statt. Nach und nach aber verlor der Gedanke der deutschen Einheit an Kraft, und die Burg erhielt eine neue Funktion. 1964 war sie Ort eines bis dahin für unmöglich gehaltenen Treffens zwischen Staats- und Kirchenspitze. Im August des Jahres kam es hier zu einem Gespräch zwischen dem Staatsoberhaupt der DDR, Walter Ulbricht, und dem Landesbischof Moritz Mitzenheim, was zur Normalisierung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat in der DDR beitrug. Drei Jahre später war es das 900jährige Gründungsjubiläum der Burg, welches der DDR Anlass bot, Gäste aus aller Welt hierher einzuladen, um ihnen die „Errungenschaften des Sozialismus“ – wie es stets im offiziellen Sprachgebrauch

hieß – vorzuführen. Dafür instrumentalisiert wurde auch das Fest des Sommergewinns. Auch dieses blickt auf eine lange Tradition zurück. Wiederbelebt wurde der uralte Brauch, der aus einer Zeit stammt, als die Menschen nur den Sommer und den Winter als Jahreszeiten kannten und deshalb den Beginn des Frühjahrs als „Sommergewinn“ feierten, im Jahre 1897. Fast jedes Jahr bewegte sich seitdem am Sonntag Ltare ein großer Umzug geschmückter Wagen durch die Stadt, um den Winter symbolisch zu vertreiben und den Sommer „einzuholen“. Bis heute hat das Fest, welches jährlich fast 100.000 Besucher nach Eisenach zieht, nichts von seiner Anziehungskraft eingebüßt, unabhängig davon, dass die jeweiligen Diktaturen versuchten, es für ihre Zwecke zu instrumentalisieren.



Abbildung 9: Ein Wartburg vom Typ 311.

Noch einmal, 1983, spielte die Wartburg bei einer „staatsoffiziellen Aktivität“ eine wichtige Rolle. Damals wurde eine Neubewertung der historischen Bedeutung des bis dahin als „Frstenknecht“ verunglimpften Martin Luther vorgenommen. Das auf internationale Ausstrahlung ausgerichtete Luther-Jubiläum sah seinerzeit auch das DDR-Staatsoberhaupt Erich Honecker in der Stadt. Geehrt wurde der Reformator in Eisenach allerdings schon immer. Es gab hier das Lutherdenkmal, und 1956 richtete man im heutigen Lutherhaus eine Erinnerungssttte an ihn ein. Das Haus selbst gehörte der Familie Cotta, und auch wenn nicht sicher ist, dass Luther sich wirklich in diesem Hause auf-

gehalten hat, so wird doch bis heute an dieser Stelle die reformatorische Tradition Eisenachs gepflegt. So waren es auch zu Zeiten der DDR immer wieder die großen Namen der Vergangenheit, Wartburg, Bach und Luther, die etwas weltbürgerliches Flair in der ansonsten provinziellen Stadt verbreiteten.

Neue Anfänge

Zur allgemeinen Unzufriedenheit vieler DDR-Bürger zum Ende der 1980er Jahre kamen in Eisenach zwei Besonderheiten hinzu, die die Menschen im Herbst 1989 auf die Straße trieben: Einerseits wurde man in wachsendem Maße einer katastrophalen Umweltverschmutzung gewahr, die in Eisenach aus einer unheilvollen Symbiose von geographischer Lage in einem Tal und weitverbreiteter Braunkohlenofenheizung bestand. Andererseits fehlten auf Grund des ehrgeizigen Wohnungsbauprogramms, das gewaltige Summen verschlang, die Mittel zur Erhaltung der alten Bausubstanz, die die Eisenacher nun vor ihren Augen zusammenfallen sahen. Auch hier verlief aber die Revolution friedlich und brachte mit den Kommunalwahlen im Mai 1990 vollkommen neue politische Verhältnisse. Stärkste Kraft im Stadtparlament ist seit dem die CDU, die auch eineinhalb Jahrzehnte den Oberbürgermeister stellte. Seit 2006 amtiert ein SPD-Politiker in diesem Amt.

Vielfältig sind die Veränderungen in Wirtschaft und Kultur. Heute zählt Eisenach, welches seit 1998 kreisfrei ist, zu den industriestärksten Standorten in Thüringen. Dies hat – wie schon im gesamten 20. Jahrhundert – etwas mit der Automobilproduktion zu tun. Bereits kurz nach der „Wende“ begann ein Opelwerk hier seine Produktion, welches, bei etwa 2.000 Beschäftigten, zu den effizientesten Automobilproduktionsstätten der Welt gehört (siehe Abb. 10). Außerdem gibt es in Eisenach und seiner Umgebung Betriebe der BMW, der Lear Seating Corporation sowie von Bosch – allesamt Firmen von Weltgeltung. Daneben spielen Handel, Handwerk und Gastronomie eine wichtige Rolle in der Stadt, die mit der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten am 3. Oktober 1990 erneut in die Mitte Deutschlands „gerückt“ ist. Geographisch zentral gelegen, infrastrukturell durch Autobahn und Eisenbahn sowie einen Verkehrslandeplatz für kleinere Flugzeuge gut erschlossen, ausgestattet mit einer reichen Kulturlandschaft, in der die Wartburg eine zentrale Rolle einnimmt, schickt sich Eisenach seitdem an, an alte Traditionen im Hinblick auf Tagungs- und Erholungstourismus anzuknüpfen. Der 100. Deutsche Ärztetag fand hier 1997 ebenso statt wie die Festveranstaltung aus Anlass des 100jährigen Gründungsjubiläums des Vereins der deutschen Automobilindustrie im Januar 2001. Nicht zuletzt die oben genannten Faktoren dürften ausschlaggebend dafür gewesen sein, dass der US-amerikanische Präsident William J. Clinton im Mai 1998 die Stadt am Fuße der Wartburg besuchte.



Abbildung 10: Opel: seit 1990 in Eisenach.

Eisenach heute - Wohin soll die Reise gehen?

Sei es die Kultur mit zahlreichen Jazz-Veranstaltungen in der Kulturfabrik „Alte Mälzerei“, seien es die Aufführungen im hiesigen Theater, sei es die Geschichte mit Bach, Luther und der Wartburg, sei es die Industrie, sei es der Sommergewinn, seien es die Handballer vom Thüringer Sportverein Eisenach, die seit 1997 in der Bundesliga spielen, oder sei es die wunderbare Natur – seit der Eingemeindung des Ortes Hörschel, der 1994 neben anderen zur Stadt Eisenach kam, beginnt der Thüringer Rennsteig in der Wartburgstadt – Eisenach ist immer eine Reise wert.

Trotz dieses ermunternden Fazits – die Frage, wo die Zukunftsperspektiven der Stadt liegen, ist nicht leicht zu beantworten. So vielfältig wie die diesbezüglichen Möglichkeiten Eisenachs sind, so unterschiedliche Antworten gibt es. Soll die Industrieentwicklung weiter forciert werden? Sie ist stark mit der Automobilproduktion verbunden, und das birgt die Gefahr, dass, wenn dieser Produktionszweig „kriselt“, das gesamte Wirtschaftsgefüge Eisenachs in eine „Schieflage“ gerät. Oder soll man sich stärker auf den Ausbau des „Tagungstourismus“ konzentrieren? Allerdings ist der Markt heftig umkämpft, und das Wichtigste, was man bräuchte, um hier Erfolg zu haben, ist in Eisenach nicht vorhanden: Ein ausreichend großes Tagungszentrum. Vielleicht kann man aber auch die Landschaft und die Natur als größeres Entwicklungspotential erschließen?! Aber auch hier steht Eisenach in heftiger Konkurrenz zu anderen „Anbietern“. Vielleicht ist es also das Klügste, das Eine zu tun, ohne das Andere zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, dass das Profil dann an Schärfe verliert. Aber in einer globalisierten Welt ist Vielfalt eine unverzichtbare Dominante.

Europa als Kulturraum – Entstehung, Entwicklung und Gefährdung*

von HARTMUT FRÖSCHLE

Gemeinsame Wurzeln

Wenn ich versuche, den Kulturraum Europa zu charakterisieren, spreche ich als Generalist, nicht als Spezialist. Natürlich hatte ich mich als Germanist jahrzehntelang auch mit Kulturgeschichte und Sozialgeschichte durch die Jahrhunderte zu befassen, denn – gerade auch in Nordamerika – ist Literatur nur schlecht zu lehren ohne ständige Verweise auf den historisch-kulturellen Kontext, in dem diese Literatur entstanden ist. Da die Entwicklung der deutschen Literatur natürlich in erster Linie mit den Entstehungsbedingungen in den deutschsprachigen Ländern und Regionen zu tun hat, bestand die Aufgabe darin, die deutsche Sonderform oder deutsche Sonderformen innerhalb des europäischen Diskurses herauszuarbeiten. Eine Erkenntnis bildete sich dabei heraus: Trotz all der unzählbaren Kriege zwischen den Völkern Europas in den letzten 1000 Jahren gab es immer einen lebhaften kulturellen Diskurs, ein Geben und Nehmen, ein Sich-Ergänzen, eine Steigerung der eigenen kulturellen Leistung durch Konkurrieren mit den Nachbarn oder den jeweils führenden Nationen. Trotz der faszinierenden Vielfalt der europäischen Nationen und den jeweiligen Sonderformen war die Verwandtschaft im parallelen Gang der Stilperioden unverkennbar; es gab eine europäische Romanik, eine europäische Gotik, eine europäische Renaissance, einen europäischen Barock. Die sich als Neugotik formulierende Romantik, der Klassizismus und der Jugendstil waren Phänomene, die die Architektur eines Großteils von Europa kennzeichneten.

Ich selbst erlebte als junger Mensch die europäische Kultur als eine Addition seiner Nationalkulturen. Unvergesslich ist mir eine von einer Lehrervereinigung organisierte einwöchige Busfahrt nach Burgund, an der ich als Schüler der Abiturklasse teilnehmen durfte, weil noch ein Platz frei war. Es war meine erste Auslandsreise aus dem immer noch stark bombengeschädigten Deutschland, und diese gleich in eines der europäischen Kulturzentren. Ich war überwältigt von den Kathedralen in Vezelay, Autun und Tournus, fasziniert von der in Jahrhunderten gewachsenen, unzerstörten früheren Residenzstadt Dijon, von dem Hotel de Dieu in Beaune, einem spätmittelalterlichen Hospital, von der harmonischen, weitgehend dem Weinanbau gewidmeten Landschaft, und sehr angetan von der französischen Küche und dem burgundischen Wein, den ich in

* Etwas – vor allem im letzten Teil – erweiterte Fassung des Vortrags am 3. Nov. 2007 zur 86. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Bad Nauheim.

den riesigen Kellereien von Beaune kosten konnte. Und mit ähnlichem Genuss – wenn Sie mir dieses Bild erlauben – sog ich die landesspezifisch variierende Luft bei einem Urlaub in Norditalien ein, und ebenso in England, wo ich nach einem Ferienkurs in London per Autostop wochenlang das Land bereiste und bis ins nördliche Schottland vordrang, und natürlich in Paris mit seinem Riesenangebot von Geschichte, Architektur und Kultur, wo ich als Zwanzigjähriger studieren durfte und das ich mir in einem halben Jahr systematisch per Metro oder zu Fuß erschloss. Diese Jugendeindrücke haben mein Verständnis von Europa für immer geprägt, und ich bin dem Schicksal dankbar, dass ich diese Länder erleben durfte, als sie noch eine starke Identität hatten.

Europäische Kultur war damals kein Diskussionsgegenstand; man empfand sie als selbstverständlich, als gegeben; im Gymnasium lernte ich im Lateinunterricht viel über die Römer, im Französischunterricht über die Franzosen, im Englischunterricht über die Engländer und auch etwas über die Amerikaner.

Die Diskussion über eine europäische Identität und Kultur hat in einem kleinen Kreis besorgter Europäer eigentlich erst seit der Akzeleration der wirtschaftspolitischen europäischen Integration in den letzten 10 bis 20 Jahren eingesetzt. Es gibt fast keine tiefergehende Literatur darüber; eine einschlägige Forschungsbibliographie fällt schmal aus. Auch in den vielen Hunderten, ja Tausenden von Zeitungsartikeln über die Europäische Union, ihre Ziele und Probleme, spielt die Kultur – außer unverbindlichen, vagen Politikeräußerungen – kaum eine Rolle. Umso wichtiger ist es, dass in einer der Wissenschaft, Kultur und Bildung gewidmeten Vereinigung wie der Humboldt-Gesellschaft über diese Frage nachgedacht wird.

Die Ursprünge: Antike, Germanen und Christentum

Will man angesichts der Vielfalt der europäischen Völker und Nationalkulturen das Gemeinsame herausarbeiten, empfiehlt sich es natürlich, auf die Ursprünge zurückzugehen; danach sollte sich die Fragestellung auf etwaige Kontinuitäten konzentrieren. Als ich zur Schule ging und studierte, war es noch allgemeiner Konsens, dass Europa als Kulturraum zustande kam durch das Zusammentreffen von griechischer und römischer Antike, Christentum und jungen, lernwilligen Germanenvölkern als Gründern der späteren Nationalstaaten.

Der griechische Beitrag

Die griechische Philosophie stellte die Frage nach den Ursprüngen, dem Prinzip, dem Ganzen und steht damit am Anfang der europäischen Wissenschaft. Auch wenn die Antworten auf diese Frage schon lange überholt sind (z.B. ob das Wasser oder das Feuer oder die Luft den Ursprung darstellen), so bedeutet

doch die Beobachtung der Physis den Beginn der Naturwissenschaften. „Die zu begreifende Natur des Ganzen wird ausgelegt an dem sich im Einzelnen und als Einzelnes konkret Zeigenden. Europa besteht, wenn beides zusammenbleibt, der Blick auf die Universalität des Ganzen und die konkrete erfahrungsgesättigte Bindung an das Einzelne, so wie es sich von selbst her zeigt.“¹ Aber nicht nur in Philosophie und Wissenschaft steht das antike Griechenland am Anfang einer zweitausendjährigen europäischen Kontinuität, sondern auch durch den freien Gedankenaustausch und die Möglichkeit der Mitwirkung jedes Einzelnen in den politischen Angelegenheiten der kleinen Stadtstaaten, in der Polis; insofern ist die Polis der erste europäische Versuch einer Demokratie. Platon hat die Möglichkeiten und Gefahren der Demokratie erfahren und beschrieben. Die Tötung des Sokrates, des bedeutendsten Bürgers der Stadt, zeigte ihm, dass auch Demokratien in Krisen geraten können, wenn sie zu Ochlokratien entarten oder ins Chaos verfallen und dann als erhoffte Rettung zur Tyrannis werden. Nach Platon wird die Demokratie begründet durch Freiheit. Das Schicksal der Demokratie hängt aber nach ihm davon ab, was die Menschen unter Freiheit verstehen und wie sie Freiheit leben. Jede Verfasstheit, sei es die des Einzelnen oder der Polis, setzt eine Grenze für die Freiheit. Und weiterhin meint Platon, dass alle menschlichen Gemeinschaften keinen Bestand haben, wenn sie nicht von einem Ethos getragen werden. Nach Platon braucht der tugendhafte Mensch, und vor allem auch der Mensch in leitenden Stellungen, die Tugenden der Besonnenheit, Tapferkeit und Weisheit; deren Zusammenwirken führt zur Tugend der Gerechtigkeit.

Der germanische Beitrag

Der bei der Konstituierung Europas wichtige Aspekt der Freiheit kam aber nicht nur durch die antiken Griechen, sondern auch durch die Germanen ins gemeineuropäische Denken. Ursprünglich hatten die germanischen Völker oder Stämme kein Oberhaupt und wählten nur im Kriegsfall für die Dauer des Krieges einen Herzog. Oder sie gaben sich Wahlkönige, die nicht an Dynastien gebunden waren. Der König oder Herzog war in seinen Beschlüssen immer von der Zustimmung durch Volksversammlungen abhängig.

Goethe wurde mit dem Gedanken des Freiheitswillens der Germanen erstmalig konfrontiert bei der Lektüre von Guizots Vorlesungen, seinem „Cours d’histoire moderne“, und er unterhielt sich mit Eckermann darüber (diese Stelle kann ich Ihnen als kleine Abweichung nicht ersparen): „Wie Guizot von den Einflüssen redet, welche die Gallier in früherer Zeit von fremden Nationen empfangen, ist mir besonders merkwürdig gewesen, was er von den Deutschen sagt.

¹ Günter Rohrmoser: 2006, S. 5.

‚Die Germanen‘, sagte er, ‚brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, welche diesem Volke vor allem eigen war.‘ Ist das nicht artig, und hat er nicht vollkommen recht, und ist nicht diese Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns wirksam? Die Reformation kam aus dieser Quelle wie die Burschenverschwörung auf der Wartburg, Gescheites wie Dummes. Auch das Buntscheckige unserer Literatur, die Sucht unserer Poeten nach Originalität, und dass jeder glaubt, eine neue Bahn machen zu müssen, sowie die Absonderung und Verisolierung unserer Gelehrten, wo jeder für sich steht und von seinem Punkte aus sein Wesen treibt: alles kommt daher. Franzosen und Engländer dagegen halten weit mehr zusammen und richten sich nacheinander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Übereinstimmendes. Sie fürchten, voneinander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutschen aber gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selbst genug zu tun; er fragt nicht nach dem andern, denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der persönlichen Freiheit, woraus denn, wie gesagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes.²

Die heutigen Nationalstaaten Europas wurden großenteils von den germanischen Völkern auf der antiken Basis geschaffen und sind teilweise nach ihnen benannt: Frankreich nach den Franken, England nach den Angeln, Rußland nach den Rus, Dänemark nach den Dänen; unbestritten sind die Gründungsaktivitäten der Westgoten und Sueven in Spanien und Portugal sowie der Langobarden in Italien (obwohl das Land nach dem indogermanischen Volk der Italiiker benannt ist); natürlich haben auch Kelten und Slaven bei der Gründung Europas mitgewirkt.

Der römische Beitrag

Mit den Römern, die in Literatur, Philosophie und Wissenschaft auf den Griechen aufbauten, war politisch etwas Neues in die europäische Geschichte gekommen: das Imperium, der imperiale Gedanke. Dieser Gedanke widerspricht der griechischen Polis-Idee; denn ein Imperium ist in seiner administrativen und kulturellen Zielsetzung auf Nivellierung, auf Angleichung der unterworfenen Völker bedacht. Viele Europäer in späteren Zeitaltern, die sich auf die griechisch-römische Antike beriefen, sind diesem Widerspruch aus dem Weg gegangen, indem sie ihn nicht thematisierten. Doch haben die Römer, auch wenn sie nach dem Untergang der Republik in der Geschichte der politischen Freiheit keine Rolle mehr spielen, Errungenschaften hinterlassen, deren Spuren über die Jahrhunderte erkennbar sind. Solange das Römische Reich funktionierte, zeichnete es sich aus durch eine effiziente Bürokratie, durch zivilisatorische Errun-

² Goethes Gespräche mit Eckermann. Leipzig: Insel o.J., S. 471.

enschaften, wie geordnetes Finanzwesen, Wasserkanäle, Zentralheizungen, Wohnkultur und manches andere, nicht zu vergessen eine straff organisierte, disziplinierte Armee und eine erfolgreiche Waffenproduktion. Das römische Rechtswesen kannte Eigentum und Zivilklage, gesetzliche Erbfolge, Gütertrennung und Geschworenengerichte. Es wurde im 12. Jahrhundert im kontinentalen Europa eingeführt; die Engländer allerdings blieben beim germanischen Recht, das nicht kodifiziert ist und in dem nach Präzedenzfällen geurteilt wird.

Das Christentum

Die nächste wichtige Kraft, die, in Symbiose mit den bereits erwähnten Kräften, das europäische Mittelalter entscheidend prägte, war das Christentum. Es ist öfters herausgearbeitet worden, dass sich das Christentum einerseits als lebendige Kraft nur durch eine angemessene Rezeption der Antike in Europa entfalten, und dass andererseits die Überlieferungen der Antike nur durch die christliche Rezeption überleben und sich auch im christlichen Europa schöpferisch auswirken konnten. Diese gelungene Symbiose wurde kürzlich sogar vom Oberhaupt der katholischen Weltkirche gewürdigt. In seiner Vorlesung, die Papst Benedikt XVI. im September 2006 an der Universität Regensburg hielt und die wegen seines Zitierens einer antiislamischen Äußerung des mittelalterlichen Papstes Manuel II. in der islamischen Welt zu Zornesausbrüchen führte, sprach der Papst vom „inneren Zugehen“ zwischen biblischem Glauben und griechischen philosophischen Fragen, was „ein nicht nur religionsgeschichtlich, sondern weltgeschichtlich entscheidender Vorgang ist, der uns auch heute in die Pflicht nimmt. Wenn man diese Begegnung sieht, ist es nicht verwunderlich, dass das Christentum trotz seines Ursprungs und seiner wichtigeren Entfaltungen im Orient schließlich seine weltgeschichtlich entscheidende Prägung in Europa gefunden hat. Wir können auch umgekehrt sagen: Diese Begegnung, zu der dann noch das Erbe Roms hinzutritt, hat Europa geschaffen und bleibt die Grundlage dessen, was man mit Recht Europa nennt.“³

Die mittelalterliche Synthese der Ursprungskräfte

Die Verschmelzung

Die Verschmelzung von Christentum und Antike begann im Zeitalter Konstantins (306 – 337). 380 wurde das Christentum alleinige Staatsreligion, was aber die Integration von Christentum und Antike im Mittelalter nicht behinderte.

³ Bernhard Tomaschitz: Staatenbund, Selbstbewußtsein und Mut zur eigenen Identität. In: Mölzer/Tomaschitz, Europa – Traum und Albtraum, S. 221f.

Augustinus integrierte die griechische Metaphysik in das junge Christentum, um die Gefahr der Gnosis zu bannen. Die Verschmelzung der inzwischen antikristlichen mit der germanischen Welt war ein Anliegen des Frankenkönigs Chlodwig (482 – 511). Er nutzte auch die noch intakte römische Administration und das römische Steuerwesen für den Aufbau des fränkischen Staates.

Die volle Verbindung der drei konstituierenden Elemente des Abendlands vollzog erst Karl der Große. Mit der Kaiserkrönung im Jahr 800 wurden die Franken – und in ihrer Nachfolge 962 mit der Kaiserkrönung Ottos I. die Deutschen – zu Trägern der antiken Reichsidee, die jeweiligen Könige zu „römischen Kaisern“; es ist die sogenannte „translatio imperii“.

Als eine gelungene mittelalterliche Synthese von Christentum und Römerium wurde in der Forschung beispielsweise der Benediktinerorden genannt, da in ihm ein sittlicher Zentralbegriff der Römer, die Disziplin, zur Maxime des abendländischen Mönchtums wird.⁴ Im Frühmittelalter sind die Klöster die Motoren der Kulturentwicklung, auch in der Aneignung und zeitgemäßen Umformung der antiken Literaturtradition durch die fleißigen Mönche, die jahrhundertlang alte Texte kopierten. Da es für manche Texte verschiedene Fassungen gab, entstand in der geistigen Auseinandersetzung über die richtige Version schon im Mittelalter eine Frühform der Textkritik. Auch die mit Verstandesgründen operierende Scholastik eines Thomas von Aquino und anderer Scholastiker trug bei aller Dogmatik dazu bei, die geistige Auseinandersetzung zu fördern. Die Symbiose von Christentum und Antike bricht auch durch die Reformation nicht ab. Luther war der Meinung, dass die Christen bei den Griechen in die Schule gehen sollen. *Öconomicis* und *Politicis* sollen sie bei Platon, Aristoteles und Cicero lernen, denn die Heiden seien in den Dingen dieser Welt klüger als die Christen.

Dem Frankenherrscher Karl gelang durch die Abschaffung der unabhängigen Herzogtümer der Sachsen, Langobarden, Schwaben und Bayern ein europäisches Kernreich zu schaffen, das sich von der Nordseeküste bis nach Italien und von den Pyrenäen bis zur Elbe erstreckte und das von seinem Hof in Aachen aus verwaltet wurde. Dort bildete sich auch eine Hofsprache aus, die von den Personen der Elite neben ihrer Stammsprache – also dem Sächsischen, Bayrischen etc. – verstanden und gesprochen wurde. Hier beginnt die althochdeutsche Sprache, die sich über das Mittelhochdeutsche in das Neuhochdeutsche als Nationalsprache entwickelt hat. Als Karl der Große am Weihnachtstag 800 von Papst Leo III. in Rom zum Kaiser gekrönt wurde, wurde er dadurch vom Papst zum Schutzherrn des römischen Reiches gekürt. Sein Schutzgebiet nannte man *Imperium, imperiale regnum*, und Karl selbst wurde „*summus rex*“

⁴ Vgl. Ulrich March: S. 19.

oder sogar „pater Europae“ genannt. Für kurze Zeit erlebte das Wort Europa seine erste Auferstehung seit der Antike.⁵ Als zentrales Instrument seiner Verwaltung bediente sich Karl der Missi dominici, der Königsboten, die als Vertreter des Reichsgedankens agierten. Oberster Verwaltungsbezirk war die Grafenschaft. An den Rändern des Reiches wurden zur militärischen Grenzsicherung Marken gegründet. So errichtete Karl eine dänische, wendische, sorbische, awarische, spanische, bretonische Mark, die Mark Meißen, die bairische Ostmark, die Mark Friaul und andere. Karl der Große gründete auch zahlreiche neue Bistümer, behielt sich aber das Recht der Bischofsernennung vor. Nach Karls Tod 814 ging die Kaiserwürde auf seinen Sohn Ludwig den Frommen über. Unter dessen Söhnen wurde das Reich in ein West-, Mittel- und Ostreich aufgeteilt und damit der Grundstein zu den heutigen Staaten Deutschland und Frankreich gelegt. 911 starben die Karolinger aus, und nach einer Zwischenregierung des Franken Konrad I. ging 919 die Krone an den Sachsenherzog Heinrich I. Mit der Kaiserkrönung Ottos I. im Jahr 962 wurden die Deutschen die Träger des Römischen Reichs. Otto I. entschied noch in geistlichen Dingen; er war Patron der Kirche, ihr Schutz war seine vornehmste Aufgabe.

Das Heilige Römische Reich im Spannungsverhältnis von Kaiser und Papst

Aber im Hochmittelalter trat der Gegensatz zwischen den zunehmend selbstbewusst auftretenden Päpsten und den Kaisern immer offener zutage. Papst Gelasius propagierte die Zwei-Schwerter-Lehre. Das Papsttum, symbolisiert durch das geistliche Schwert, soll den Vorrang in geistlichen Dingen haben; das weltliche Schwert des Kaisers in weltlichen Dingen. Zwistigkeiten gab es bezüglich der Rangordnung der beiden Schwerter. Der Dualismus mündete bald in offenem Streit, im sog. Investiturstreit. Die Päpste wandten sich gegen die Laieninvestitur, die Einsetzung von Geistlichen durch die weltliche Macht; der Streit um die Laieninvestitur endete erst mit dem Tod Kaiser Heinrichs IV. im Jahr 1085. Weil wegen dieses Streites zwischen Kaiser und Papst die vorher als gegeben angesehene sakrale Würde des Reichs verloren zu gehen drohte, nannte man das Reich ab dem 12. Jahrhundert „sacrum imperium“. Seit 1512 hieß das Reich offiziell „Sacrum Romanum Imperium Nationis Germanicae“, Heiliges Römisches Reich deutscher Nation. Dieses Reich war ein Gebilde sui generis, in seiner politischen Gestalt mit nichts vorher und nachher vergleichbar. Es war sicherlich nicht mit dem antiken Römischen vergleichbar, welches ein imperialistischer Großstaat, eben ein Imperium im allgemeinen Wortgebrauch, war. Deshalb ist es auch nicht richtig, jedenfalls missverständlich, wenn in englischen Übersetzungen „Reich“ mit „Empire“ wiedergegeben wird. Die Macht

⁵ Rolf Hellmut Foerster: S. 38.

des Kaisers nahm im Lauf der Jahrhunderte ständig ab. 1220 musste der Staufer-Kaiser Friedrich II. den geistlichen Fürsten für ihre Zustimmung zur Königswahl seines Sohnes Heinrich VII. das Zugeständnis machen, dass die geistlichen Fürsten, Bischöfe und Äbte in ihren Territorien weitgehende herrschaftliche Rechte ausüben dürfen. Die weltlichen Stände wollten hinter den geistlichen nicht zurückstehen, und Heinrich VII. musste 1232 den weltlichen Fürsten die gleichen Rechte zugestehen. Damit war der Grund gelegt zur Herausbildung von Territorialherrschaften mit teilweise mächtigen Landesfürsten.

Föderalismus und staatliches Gewaltmonopol als Mittel der Befriedung des Reichs

Die moderne Staatenbildung erfolgte im Reich also nicht zentral gesteuert wie in Spanien, Frankreich, England oder Russland, sondern auf der Ebene der Territorialfürstentümer. Reichsfürsten und Freie Reichsstädte hatten z.B. das Recht auf Steuererhebung, Münzrecht und Gerichtsbarkeit. Aufgrund der Größe und Komplexität dieses Gebildes und den damit verbundenen vielen Streitpunkten sah sich der Kaiser von Anfang an dazu gezwungen, in zunehmendem Maße Frieden unter den einzelnen Gliedern des Reichs zu schaffen. In der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV. wurde die Königswahl erstmals kodifiziert: Das Kurkolleg, sieben Kurfürsten – drei geistliche und vier weltliche –, wählen den deutschen König.

Maximilian I. versuchte, einen Ausgleich zwischen Kaiser, Fürsten und den anderen Reichsständen herbeizuführen, indem er 1495 auf dem Reichstag zu Worms den „Ewigen Reichslandfrieden“ verabschiedete, der das mittelalterliche Fehderecht verbot und Institutionen schuf, die bei innerdeutschen Konflikten angerufen werden konnten, z.B. das Reichskammergericht und der Reichstag. Der Augsburger Reichs- und Religionsfrieden von 1555 sollte die seit Luthers Reformation verstärkten religiösen Zwiste verhindern oder zumindest entschärfen; die Landesherrn bekommen das Recht, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen (*cuius regio, eius religio*). Um den Landfrieden zu garantieren, wurde das Reich in sechs, später in zehn Reichskreise eingeteilt. Auch wenn es bis zur endgültigen Befriedung des Reichs noch Generationen dauerte, so stellt die Proklamierung des Ewigen Landfriedens doch die Einführung des staatlichen Gewaltmonopols dar, das zu einem wesentlichen Merkmal des Nationalstaats werden sollte.

Neben den Fürstenhöfen, in denen die Kultur vielfältig gepflegt wurde, gewannen die Städte an Bedeutung. Der dritte Stand, das Bürgertum, nahm zunehmend an der öffentlichen Debatte teil. Die Reformbestrebungen im frühen 16. Jahrhundert bezogen sich nicht nur auf eine Reinigung und Erneuerung der Religion, sondern auch auf die von manchen als überholt angesehene feudale

Ordnung; Ideen wie Naturrecht und Volkssouveränität wurden artikuliert. Goethe hat in seinem „Götz von Berlichingen“ eine geniale dichterische Darstellung der komplexen politischen und gesellschaftlichen Zustände der Reformationszeit gegeben.

Zu einer Zeit, als sich im restlichen Europa der Nationalstaat schon durchgesetzt hatte, bezeichnete Samuel von Pufendorf das Reich, weil es sich unter keine der aristotelischen Staatstypen bringen ließ, als „monstro simile“. Die Verfassung des Reiches, sofern man diesen Begriff hier verwenden kann, bestand aus einer Ansammlung geschriebener und ungeschriebener Rechtsgrundsätze über Idee, Form, Aufbau, Verteilung der Zuständigkeiten zwischen dem Reich und seinen einzelnen Gliedern. Zum stark föderativen Charakter dieser Wahlmonarchie schrieb der Staatsrechtler Johann Jakob Moser im 18. Jahrhundert: „Teutschland wird auf teutsch regiert, und zwar so, dass sich kein Schulwort oder wenige Worte oder die Regierungsart anderer Staaten dazu schicken, unsere Regierungsart begreiflich zu machen.“⁶

Der als Religionskrieg begonnene, aber zunehmend machtpolitisch geprägte Dreißigjährige Krieg, der große Teile des Reichs verwüstete, die Bevölkerung dezimierte und Deutschland um hundert Jahre zurückwarf, wurde durch den Frieden von Münster und Osnabrück 1648 beendet. Der Westfälische Friede, der unter der Garantie Schwedens und Frankreichs beschlossen und damit zu einem europäischen Dokument wurde, sicherte den Reichsständen die volle Territorialhoheit zu. Der „Jüngste Reichsabschied“ von 1654 erklärte die Friedensbedingungen zum Reichsgrundgesetz; es war das letzte solche Reichsgesetz.

Bei der Betrachtung der deutschen Geschichte ist eines unzweideutig feststellbar: Zentralismus war im Heiligen Römischen Reich nicht durchsetzbar. Der die Geschichte erlebende Zeitgenosse wie der die Geschichte im Rückblick musternde Beobachter muss konstatieren, dass in einer solchen Komplexität konformes Denken nicht erzwingbar war. Die Tatsache, dass es jahrhundertlang im Reich keine Macht gab, die sich den anderen Mächten aufzwingen konnte, dass man sich um Ausgleich bemühen, Kompromisse schließen musste, hat den deutschen Volkscharakter, zumindest in einer kleinen, aber wichtigen Elite geprägt. Das Element des Ringens um Geistesfreiheit ist im Kernland Europas unübersehbar. Natürlich gab es durch den Absolutismus in einer Anzahl von Kleinstaaten die Entpolitisierung der Einwohner, die Kreierung des Untertanen. Dieser in der Bevölkerung auch heute noch durchaus existente Menschentypus ist aber keinesfalls bezeichnend für die deutsche Geistesgeschichte mit ihren mutigen Entwürfen. Auch im vielgeschmähten Preußen hatte die Ge-

⁶ B. Tomaschitz: Kriege, Hegemonie und Visionen, in: Mölzer/Tomaschitz, S. 66.

dankensfreiheit einen hohen Stellenwert. Zeichnet sich die deutsche Geistesgeschichte durch Komplexität und Originalität aus, so kann man die deutsche politische Geschichte als eine Geschichte des Föderalismus bezeichnen.

Europäische Einigungspläne

Und wie ist es mit Europa bestellt? Hans Hellmut Foerster gibt in seinem 1967 erschienenen Buch *„Europa. Geschichte einer politischen Idee“* eine Übersicht über die wichtigsten europäischen Einigungspläne während der Jahrhunderte der europäischen Bürgerkriege. Der erste bedeutende Entwurf ist der von Pierre Dubois zwischen 1305 und 1307 vorgelegte Plan eines gesamteuropäischen Parlaments. Er plädiert für Frieden zwischen den Christen, eine vereinigte Gemeinschaft selbständiger europäischer Staaten, ein Schiedsgericht und einen Kreuzzug zur Wiedergewinnung des Heiligen Landes.

Der geniale Humanist Enea Silvio Piccolomini, der als Papst den Namen Pius II. annahm, befasste sich in seinen Schriften viel mit Europa und plädierte für europäische Gemeinsamkeiten und Zusammenarbeit. In seiner Kosmographie *„Europa“* (vorher war der Band *„Asien“* erschienen) füllte er den Begriff Europa mit Inhalten und säkularisierte ihn. Sprach man bisher von christlichen Völkern oder der Christenheit, so bürgerte sich durch ihn die Bezeichnung „europäische Völker“ ein. Nachdem im Mai 1453 Konstantinopel in die Hände der Türken gefallen war, was das Ende des Oströmischen Reiches bedeutete, hielt Enea im Oktober 1454 auf dem Reichstag zu Frankfurt, den er als kaiserlicher Kommissar leitete, eine feurige Rede, in der er die christlichen Fürsten ermahnte, zur Abwehr der Türken eine europäische Armee aufzubauen und einem gemeinsamen Oberbefehlshaber zu unterstellen. Ein denkwürdiger Satz dieser Rede lautet wie folgt: „Wenn wir die Wahrheit gestehen wollen, hat die Christenheit seit vielen Jahrhunderten keine größere Schmach erlebt als jetzt; denn in früheren Zeiten sind wir nur in Asien und Afrika, also in fremden Ländern geschlagen worden, jetzt aber wurden wir in Europa, also in unserem Vaterland, in unserem eigenen Haus, an unserem eigenen Wohnsitz aufs Schwerste getroffen.“⁷

Weitere europäische Einigungspläne, die Foerster in seinem Europa-Buch bespricht, sind der Entwurf von Georg Podiebrad, dem König von Böhmen, aus dem Jahr 1462, des Herzogs von Sully „Grand dessein“ zur Regierungszeit von Heinrich IV., Campanellas „Spanische Monarchie“, Leibniz' „Ägyptischer Plan“, Goudets Plan von 1691 für „une paix generale“, William Penns „Essay über den gegenwärtigen und künftigen Frieden von Europa“ von 1692, Saint-Pierres Fürstenbund, für den er seit 1706 warb, Jeremy Benthams Vorschlag

⁷ Ibid. S. 86f.

einer Einigung Europas durch die Wirtschaft, Kants Gedanken „Zum ewigen Frieden“, Schmid-Phiseldeks Vision eines geeinten Europas zwischen Amerika und Russland, die auch dem Deutschamerikaner Julius Froebel vorschwebte, und eine Reihe anderer Einigungsentwürfe.

Jean Jaques Rousseaus Bearbeitung der Ideen von Saint-Pierre, eine Auftragsarbeit, ist interessant, weil er über dessen rein politische Fragestellungen hinausging und historische und wesensgemäße Gemeinsamkeiten der europäischen Völker thematisierte. Er schildert, wie Rom diese Gemeinschaft schuf, deren Grundideen auch nach dem Zusammenbruch des antiken Reiches weiterwirkten. „Außerdem habe Europa unschätzbare Vorzüge gegenüber den anderen Kontinenten: Durch seine gleichmäßige Besiedlung und seine Fruchtbarkeit, durch den Handel und blutmäßige Bindungen seien letzten Endes doch gemeinsame Interessen entstanden. Außerdem bewirke die Vielzahl und die Kleinheit der Staaten, dass sie aufeinander angewiesen sind und keine willkürliche Ansammlung von Völkern darstellen wie die Bewohner Asiens und Afrikas, sondern eine eng miteinander verbundene Gruppe.“⁸

Diese Äußerung Rousseaus ist auch deshalb aufschlussreich, weil um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert Europa sich entdeckte in der Auseinandersetzung mit der übrigen Welt, die nun vor allem durch Reiseberichte ins europäische Bewusstsein trat. Man reflektierte über die Ausdrucksmöglichkeiten der Kultur. Dabei entstanden Utopien über ferne Idealstaaten oder satirische Schilderungen der eigenen Realität, etwa die „Lettres persanes“ von Montesquieu. Im „edlen Wilden“ entdeckte man den von der Kultur noch unverdorbenen Rousseauschen Naturmenschen, was vom Aufklärer Voltaire in seinem „L’Ingenu“ verspottet wurde.

In all den europäischen Einigungsplänen vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, in denen die europäische Kultur bzw. die nationalen Kulturvarianten nicht diskutiert wurden, weil sie auf der gemeinsamen christlich-antiken Basis offenbar als selbstverständlich angesehen wurden, sind zwei Kontinua klar erkennbar. Das erste Kontinuum wird heutige Anhänger der Political Correctness erschrecken: Die europäischen Einigungsbestrebungen erfolgten immer in Abgrenzung von den Türken, die als große Gefahr für Europa angesehen wurden und auf deren erfolgreiche Bekämpfung und Zurückdrängung die europäische Einigung gerichtet war. Das zweite Kontinuum ist interessant, weil es im europäischen Maßstab die oben beschriebene Realität des Heiligen Römischen Reiches widerspiegelt: Eine Einigung wie auch immer war nur auf föderaler Grundlage denkbar. Von Immanuel Kants drei Definitivartikeln in seiner Schrift „Zum Ewigen Frieden“ lautet der zweite: „Das Völkerrecht soll auf ei-

⁸ R. H. Foerster: S. 201.

nem Föderalismus freier Staaten gegründet werden.“ Ein zweites Zitat zur Vergegenwärtigung dieses Kontinuums mag genügen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte die Völkerrechtslehre in der Nachfolge Hegels eine Hochblüte. 1863 publizierte der Schweizer Staatsrechtler Johann Kaspar Bluntschli sein „Allgemeines Staatsrecht“, worin er die Vereinigten Staaten von Amerika als Vorbild für ein geeintes Europa ausschließt, weil die USA trotz einer föderierten Struktur ein Einheitsstaat seien, der durch eine gemeinsame Sprache und gemeinsame Interessen verbunden sei. Ein europäisches Volk gebe es aber nicht. „Europa besteht aus sehr verschiedenen Nationen, die sich nicht ebenso politisch einigen lassen, da sie durch ihre Wohnsitze, ihre Rasse, ihre Geschichte, ihre Kultur und Interessen, ihr Recht voneinander geschieden sind. Deutsche und Franzosen, Engländer und Russen, Österreicher und Italiener sind keineswegs geneigt, einen einheitlichen europäischen Gesamtstaat zu bilden. Sie würden denselben als eine Auflösung und Unterdrückung ihrer wirklichen Nationalität betrachten, die ihnen über alles teuer ist.“⁹

Nach der historischen Übersicht der europäischen Einigungspläne in sieben Jahrhunderten muss Rolf Hellmut Foerster, im Prinzip ein Anhänger des Universalismus und Gegner des Partikularismus, sich resigniert eingestehen: „Dubois hat aus den gegebenen Elementen Konzil und Schiedsgericht das Konzept entwickelt, an dem wir im Grunde heute noch festhalten, weil es wahrscheinlich das einzige ist, das in Europa praktikierbar wäre: Die enge Gemeinschaft von Staaten, die auf gewisse Souveränitätsrechte verzichten, im Grunde aber selbständige Gebilde bleiben. Es ist bezeichnend, dass der Gedanke an diese Art der Einheit die ganze europäische Geschichte von Anfang an begleitete.“¹⁰

Kaiser Karl V., in dessen sich von Südosteuropa bis Lateinamerika erstreckenden Reich die Sonne niemals unterging, stellte in seiner Abdankungsurkunde verbittert fest, dass von den großen Hoffnungen, die er hatte, sich nur wenige erfüllt haben. Dabei habe er „die Kaiserkrone gesucht, nicht um über noch mehr Reiche zu gebieten, sondern um für das Wohl Deutschlands und der anderen Reiche zu sorgen, der gesamten Christenheit Frieden und Eintracht zu erhalten und zu schaffen und ihre Kräfte gegen die Türken zu wenden.“¹¹

Die wenigen europäischen Einigungsbestrebungen, in denen eine Macht Hegemonie in Europa durch Gewalt zu erzwingen versuchte, schlugen fehl. Der erste Versuch erfolgte unter Philipp II. (1527 – 1598), dem Sohn Karls V., der den spanischen Teil des Habsburgerreiches geerbt hatte. Sein Hegemonialstreben fand ein Ende, als er 1588 England nicht besiegen konnte und die spani-

⁹ Ibid. S. 288.

¹⁰ Ibid. S. 74.

¹¹ B. Tomaschitz: Kriege.... S. 71.

sche Armada, ein wichtiges Instrument seiner imperialen Macht, durch Kriegshandlungen und Stürme dezimiert wurde. Den nächsten Versuch zur Schaffung einer Hegemonie in Europa unternahm der französische König Ludwig XIV. Zwar strahlte sein Hof von Versailles kulturell auf das ganze höfische Europa aus, aber trotz endloser Kriege konnte er das französische Herrschaftsgebiet nur auf einen Teil Europas ausdehnen und hinterließ einen bankrotten Staat. Mehr Erfolg hatte Napoleon, der wirklich der Beherrscher ganz Europas war, aber eben nur für einige Jahre. Das Gleiche gilt für Hitlers angestrebte Festung Kontinentaleuropa im Kampf mit der Sowjetunion und den Seemächten England und Amerika.

Kulturelle Entwicklung bis ins 19. Jahrhundert

Humanismus und Aufklärung: Quellenforschung, Freiheitsstreben

Kehren wir zurück zur kulturellen Entwicklung Europas. Die Humanisten erschlossen sich die antike Kultur aufs Neue, indem sie zu den Quellen zurückgingen und diese im Original oder in Adaptionen wieder zugänglich machten. Luthers Bibelübersetzung ist eine der großen Leistungen des deutschen, des europäischen Humanismus. Neben „ad fontes“ war „sapere aude“ der Wahlspruch der Humanisten: Wage, dich deines Verstandes zu bedienen, wage es, unabhängig zu denken. Die bedeutenden Humanisten Europas waren miteinander im Gespräch, man las weitgehend die gleichen Bücher. Trotzdem trug der Humanismus, wie Foerster betont, ein für das Wesen Europas sehr charakteristisches Doppelgesicht. „Er vereinigte die Gelehrten in gemeinsamen Bildungsidealen und in der lateinischen Sprache, aber seine gedankliche Basis war der Individualismus im Gegensatz zur bisherigen theokratischen Weltordnung. Der Einzelmensch und die Einzelnation gewannen an Bedeutung, das Konkurrenzdenken nicht nur im Politischen, sondern auch im Geistigen brachte Ansätze eines Nationalbewusstseins, mindestens unter den Gelehrten, die sich bemühten, den Italienern, die mit ihrem Erbe den einzig authentischen Humanismus für sich beanspruchen konnten, etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen.“¹² Das Studium antiker Texte, die durch die Buchdruckerkunst größere Kreise erreichten, wurde zunehmend ergänzt durch die naturwissenschaftliche Beobachtung mit Hilfe revolutionärer Erfindungen wie Mikroskop und Teleskop. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts war ein weiteres Band, das Europa geistig einigte. Freiheit statt Absolutismus, Gleichheit statt ständischer Gliederung, Erfahrung und verstandesgemäße Deutung statt Dogmatik: Dies waren die neuen Ideen, die beispielsweise im Erziehungswesen Fortschritte zum Besseren brachten..

¹² R. H. Foerster: S. 110f.

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ lauteten die Schlagworte der Französischen Revolution von 1789. Dass eine verordnete, zwangsnivellierte Brüderlichkeit zu Unterdrückung und Blutbädern führen kann, hat ja die Französische Revolution gezeigt. In der gleichzeitigen Forderung von Freiheit und Gleichheit liegt ja ein unlösbarer Widerspruch, auf den Goethe in einer seiner Maximen (953) hingewiesen hat: „Gesetzgeber oder Revolutionärs, die Gleichsein und Freiheit zugleich versprechen, sind Phantasten oder Charlatans.“

Romantik: Neue Wissenschaftszweige

Die Romantiker machten sich zwar auch Gedanken über Europa – ich erinnere nur an den utopischen Essay von Novalis „Die Christenheit oder Europa“ – , aber mehr noch interessierten sie sich für die Wurzeln der eigenen Nationen. Die Entdeckung weiterer Dimensionen menschlicher Seinsweise über die dem Verstand zugänglichen Bereiche hinaus durch die Romantiker führte zu neuen Wissenschaften, etwa zu den Anfängen der Psychologie, der psychosomatischen Medizin, der Mythenforschung. Aus dem Geist der Romantik entstanden die Indogermanistik, die Germanistik und Romanistik, die Volkskunde, die Komparatistik in Sprache und Literatur. Das 19. Jahrhundert tendierte aber immer stärker zum Realismus, der vor allem den Naturwissenschaften und der sich schnell entwickelnden Technik zugute kam.

Das 19. Jahrhundert: Streben nach Gleichgewicht der politischen Kräfte

Am 6. August 1806 hatte Kaiser Franz II. die römisch-deutsche Kaiserwürde niedergelegt, nachdem einige deutsche Staaten des Reichs mit dem napoleonischen Frankreich am 12. Juli 1806 den Rheinbund gegründet hatten. Zwei Jahre vorher hatte er in Voraussicht des drohenden Endes des Heiligen Römischen Reiches im August 1804 das Kaisertum Österreich gegründet. Nach der endgültigen Niederlage Napoleons machten sich die siegreichen Koalitionäre auf dem Wiener Kongreß 1815 Gedanken darüber, wie man in Zukunft solche Hegemonien eines einzelnen Staates verhindern könnte. Es verfestigte sich der Gedanke des schon vorher existierenden Gleichgewichts der Kräfte in Europa, das als „balance of power“ auf dem Festland im politischen Denken der Seemacht England schon lange eine große Rolle spielte, im Sinne des römischen „Divide et impera“.

Deutschland wurde organisiert in Form des Deutschen Bundes. Völkerrechtliche Grundlage für dieses Gebilde war die Deutsche Bundesakte von 1815, ergänzt durch die Wiener Schlussakte von 1820. Der Bund wurde definiert als eine völkerrechtliche Vereinigung der deutschen souveränen Fürsten und freien Städte, die voneinander unabhängig blieben, nach außen aber als politische

Einheit auftraten. Österreich und Preußen nahmen nur mit jenen Gebieten am Deutschen Bund teil, die 1806 zum Heiligen Römischen Reich gehörten. Als Gesamtorgan fungierte ein ständiger Gesandtenkongress in Frankfurt, der Bundestag. Diese Bundesversammlung, zu der alle Bundesstaaten Bevollmächtigte sandten, war in einen Rat und ein Plenum unterteilt; das Plenum trat nur bei ganz wichtigen Fragen in Erscheinung. Man gründete ein Bundesheer und fünf Bundesfestungen, aber ein geplantes Bundesgericht wurde nie verwirklicht. Zu den Grundrechten der Bundesbürger gehörten Gleichberechtigung aller christlichen Konfessionen und Freizügigkeit hinsichtlich Wohnsitz, Grunderwerb und Militärdienst. Dass es nicht zu einer engeren Verbindung zwischen den deutschen Staaten kommen konnte, lag auch am Gegensatz zwischen Österreich und Preußen; dieser Dualismus sollte ein halbes Jahrhundert in der deutschen Politik eine große Rolle spielen. Als auf Antrag Österreichs die Bundesversammlung am 14. Juni 1866 wegen der Schleswig-Holstein-Frage die Mobilmachung des Bundesheeres gegen Preußen beschloss, erklärte Bismarck den Deutschen Bund für erloschen. Im nachfolgenden Krieg wurde der Dualismus zwischen den beiden deutschen Großmächten zugunsten Preußens entschieden.

Zur Absicherung des Gleichgewichts der europäischen Mächte hatten Zar Alexander I., Kaiser Franz I. von Österreich und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen im September 1815 die „Heilige Allianz“ geschlossen, welcher der Gedanke eines christlichen, von Monarchen regierten Europas zugrunde lag; alle Staaten Europas traten dieser Allianz bei, außer dem Kirchenstaat wegen der Überkonfessionalität des Bündnisses. Das moslemische Osmanische Reich blieb ausgeschlossen, obwohl es auf dem Balkan erhebliches Territorium besetzt hielt. Durch die bürgerlichen Revolutionen von 1830 und 1848 verlor die Heilige Allianz ihren gesamteuropäischen Einfluss.

Das 2. Deutsche Reich und der 1. Weltkrieg als europäischer Bruderkrieg

Als 1871 nach dem siegreichen Krieg gegen Frankreich das Deutsche Reich gegründet wurde, war sich der deutsche Kanzler Bismarck klar darüber, dass die neue Macht das bisherige Gleichgewicht in Europa auflöste und Deutschland von den traditionellen Großmächten mit Misstrauen beobachtet wurde. Deshalb erklärte er Deutschland für saturiert und bemühte sich um das Zustandebringen komplizierter, sich einander überlagernder oder ergänzender Koalitionen. In dem sog. Kissinger Diktat, einer Erklärung aus seiner Nebenresidenz, dem Kurort Kissingen, erklärte Bismarck zum Ziel der deutschen Außenpolitik „nicht das irgendeines Ländererwerbs, sondern das einer politischen Gesamtsituation, in welcher alle Mächte außer Frankreich unser bedürfen und von Koalitionen gegen uns durch ihre Beziehungen zueinander nach Möglichkeit ab-

gehalten werden.“¹³ 1879 schloss Deutschland mit Österreich-Ungarn den Zweibund, dem 1882 Italien beitrug. 1881 gelang Bismarck der Abschluss des Dreikaiserbündnisses, in dem sich Deutschland, Österreich-Ungarn und Russland für den Fall eines Angriffs einer vierten Macht zur wechselseitigen Neutralität verpflichteten. Angesichts der unübersehbaren Spannungen zwischen der Doppelmonarchie und Russland auf dem Balkan schloss der Kanzler 1887 einen auf drei Jahre befristeten „Rückversicherungsvertrag“ mit Russland, der die Partner zur Neutralität bei einem Angriff von dritter Seite verpflichtete.

Weil dieser Vertrag von Bismarcks Nachfolger nicht erneuert wurde, wandte sich Russland den westlichen Mächten zu, und die Einkreisung Deutschlands begann. Auf dem Balkan, den Bismarck immer mit großer Sorge betrachtet hatte, entzündete sich der Erste Weltkrieg, der zum Zerfall der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn und aufgrund der Versailler Bedingungen zur Dauerkrise der ersten deutschen Republik mit der nachfolgenden aggressiven Diktatur und dem Zweiten Weltkrieg führte. Der englische Premier Major sprach einmal in Bezug auf die Zeit von 1914 bis 1945 nicht zu Unrecht vom zweiten Dreißigjährigen Krieg. Europäische Friedenspläne wie z.B. Coudenhove-Kalergis Konzept eines Pan-Europa oder die Bemühungen von Stresemann und Briand hatten in der nationalistisch erhitzten Atmosphäre der Zwischenkriegszeit keine Chance.

Ausbreitung des europäischen Kulturraums

Eurozentrismus

Der eine oder andere mag sich bei der Aufzählung vieler historischer Fakten gefragt haben, ob und inwieweit sie mit meinem Thema „Europa als Kulturraum“ zusammenhängen. Meiner Meinung nach ist das Spannungsverhältnis von Universalismus und Partikularismus ein konstitutives Element der europäischen Kultur. Die öfter gehörte Formel „Vielfalt in der Einheit“ umschreibt diesen Tatbestand gut. Durch den Kolonialismus europäischer Völker, der Portugiesen, Spanier, Engländer, Holländer, Franzosen, Russen und anderer dehnte sich der europäische Kulturraum von dem geographischen Europa auf andere Kontinente aus. Als geographische Einheit Europa gilt der westliche Ausläufer des eurasischen Kontinents, das im Norden, Westen und Süden von Atlantik und Mittelmeer begrenzte Gebiet; im Osten ist die Grenzziehung schwieriger: Im allgemeinen gelten der Kamm des Uralgebirges, der Uralfluss und der Kamm des Kaukasus als geographische Ostgrenze Europas. Fasst man Europa als geistigen Raum, so verläuft die Grenzziehung in der schwierigen Völker-

¹³ B. Tomaschitz: Kriege..., S. 125.

Gemengelage Südrusslands und des Kaukasus zwischen christlichen und moslemischen Völkern.

Es war und ist dieses Kerngebiet des europäischen Kulturraums, das die kulturellen, wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften hervorgebracht hat, die durch europäische Auswanderer oder durch bewusste Rezeption der Empfängerländer in die restliche Welt gekommen sind. In dem postkolonialen Afrika und im Orient, aber auch in den multiethnischen Staaten Nord- und Lateinamerikas und bei einer gewissen Intellektuellenschicht in Europa ist eine sog.. eurozentrische Sichtweise zunehmend verpönt. Diese linksintellektuelle Verdammung des Eurozentrismus veranlasste Hans Magnus Enzensberger in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 6. Januar 2001 zur Zusammenstellung einer „eurozentrischen Liste“, die er folgendermaßen einführte: „Ein Fluch- und Donnerwort: Eurozentrismus! Es bezeichnet bekanntlich eine durch und durch verwerfliche Denkungsart. Die politische Korrektheit ... hat mit Vorwürfen an unsere Adresse nicht gespart. Leute, die Europa nach wie vor für den Nabel der Welt halten, sind aber inzwischen so selten geworden, dass man sie nicht mehr zu bekämpfen braucht, sondern erwägen sollte, ob sie nicht unter Artenschutz zu stellen sind.“ Hauptkriterium für die Aufnahme in seine Aufzählung von Leistungen ist die weltweite Verbreitung über alle Kulturgrenzen hinweg. „Die gern und oft erhobene Frage“, fährt Enzensberger fort, „was eigentlich das Europäische an Europa ist, lässt sich vielleicht am leichtesten beantworten, wenn man den Blick von außen auf diesen Erdteil richtet und danach fragt, was andere an seinen Hervorbringungen, zu ihrem Heil oder Unheil, für brauchbar gehalten haben.“ Enzensbergers Liste, von „Abonnement, Achtstundentag, Adressbuch, Airbag, Akademien etc. bis zu Zeppelin, Zigarette, Zirkel, Zirkus, Zivilehe, Zoo etc.“ umfasst einige hundert Begriffe und legt Zeugnis ab von der enormen Kreativität und Ausstrahlungskraft dieses kleinen Kontinents.

Politische Einigungsbestrebungen nach dem 2. Weltkrieg

Nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs (und der damit verbundenen Schrumpfung des europäischen Kulturraums durch die folgende Entkolonisierung) begann man in den 1950er Jahren mit dem Aufbau europäischer Institutionen. Am 5. Mai 1949 wurde von zehn Nationen in London der Europarat gegründet. Heute gehören ihm 46 Nationen an, inklusive der Türkei und Aserbeidschan. Politische Bedeutung hat diese Vereinigung bei einer solchen Struktur natürlich keine. Am 18. April 1951 wurde von Frankreich, Deutschland, Belgien, den Niederlanden, Luxemburg und Italien die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl, die Montanunion gegründet. Die Fixierung dieses Vertrags auf das rein Wirtschaftliche legte den Grundstein für die weitere Entwick-

lung der europäischen Integration, in welcher der Begriff „Europa“ mit den Begriffen „Markt, Standort“ identisch ist. 1957 wurde in Rom die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) gegründet, auch sie, wie der Name sagt, rein ökonomisch intendiert, und die Europäische Atomgemeinschaft.

Nach einer Periode der „Eurosclerose“ von 1973 bis 1986 kam wieder Schwung in den Einigungsprozess, und am 1. Juli 1987 wurde durch die „Einheitliche Europäische Akte“ ein europäischer Binnenmarkt, die heutige EU, geschaffen. In den 1990er Jahren beschleunigte sich das Vereinigungstempo in großer Geschwindigkeit, für die betroffenen Völker offenbar zu schnell: Die Verträge von Maastricht (1992), Amsterdam (1997) und Nice (2000) waren Meilensteine der Integration. Nach der Ablehnung des Maastricht-Vertrags durch die Dänen und die Ablehnung des Nizza-Vertrags durch die Iren erhielten diese Völker diverse Zugeständnisse, so dass sie in einer erneuten Abstimmung den Verträgen zustimmten.

Nachdem die auf den EU-Gipfeln in Thessalokini und Brüssel 2003 und 2004 entworfene Verfassung für Europa von den Franzosen und Holländern 2005 abgelehnt worden war, einigten sich die Regierungen Europas 2007 auf eine etwas reduzierte, aber im Kern identische Version als Verfassungsvertrag unter größtmöglichem Umgehen von Volksentscheiden. Aber auch dieser Versuch einer starken Zentralisierung der europäischen Machtstrukturen wurde von dem einzigen Volk, das darüber abstimmen durfte, den Iren, abgelehnt. Der französische Verteidigungsminister Jean-Pierre Chevènement erkannte richtig, dass die Völker sich ihrer Auflösung in einem technokratischen und antisozialen Europa verweigerten.

Dass die meisten europäischen Regierungen trotz dieser klaren Absage von drei europäischen Völkern am weiteren Souveränitäts- und Demokratieabbau in den Nationalstaaten unverdrossen durch Weiterführung des Unterzeichnungsprozesses des Vertrags von Lissabon weiterbasteln an einer Zentralisierung der Macht in Brüssel, zeigt deren Ignorierung eines europäischen Kulturkontinuums und erweckt Zweifel an ihrem Demokratieverständnis. In Brüssel ist es möglich, weitreichende Entscheidungen in Klubatmosphäre ohne parlamentarische Kontrolle zu treffen. 80% der nationalen Gesetze sollen schon heute von Brüssel vorgegeben sein. Bei Einführung des Vertrags von Lissabon würde die Macht des Europäischen Rates noch weiter wachsen. Über die EU-Entscheidungen informierte der ehemalige Ministerpräsident von Baden Württemberg, Erwin Teufel, in der „Stuttgarter Zeitung“ vom 13. Juni 2008 wie folgt: „Mir hat der frühere Kommissionschef Romano Prodi einmal gesagt, dass 90 Prozent aller Initiativen nicht aus der Kommission kommen, sondern aus den Räten. Konkret: Hat ein Minister in seinem nationalen Kabinett etwas nicht durchgesetzt, geht er nach Brüssel. Die Chance, dass er da durchkommt, ist viel größer, da er dort unter seinesgleichen ist – etwa unter lauter Umwelt-

ministern.“

Gefährdung der europäischen Kultur

Die Kultur spielte in den oben aufgezählten EU-Verträgen eine geringe Rolle, sie wurde erst im Vertrag von Maastricht thematisiert. Im Riesensbudget der EU spielt sie fast keine Rolle. Im Gegensatz zur optimistischen Prophezeiung des Europäischen Parlaments im Jahr 1983, bald *ein* Prozent des EU-Haushalts der Kultur zu widmen, sind es heute nur 0,03 % (einschließlich Sprachen, aber ohne Audiovisuelles).¹⁴ Ausgehend von den Voraussetzungen, dass zu den Charakteristika des Kulturraums Europa seine Ethnien (Völker), die die Nationalkulturen geschaffen haben, sowie das Christentum und die Trennung von Staat und Religion gehören, werfen Kritiker den Verantwortlichen in Brüssel vor, dass sie die europäische Kultur in ihrer Vielfalt gefährden, indem sie sich weigern, die Grenzen des Kerngebiets der europäischen Kultur genau zu definieren und die europäische Kultur vor den Nivellierungen des Globalismus zu schützen. Sie sehen die Lage der europäischen Kultur in einer völlig neuen, höchst gefährdeten Situation durch Phänomene wie Islamismus¹⁵, illegale Massenein-

¹⁴ Kulturreport Fortschritt Europa, S. 60.

¹⁵ Der kämpferische Christ Günter Rohrmoser zeichnete angesichts des Indifferentismus der Europäer und des Glaubenseifers der ungehemmt einströmenden und geburtenstarken Muslime folgende düstere Zukunftsperspektive: „Europa befindet sich heute in einer Krise, einer institutionellen Krise, einer politischen Krise, einer kulturellen, morgen vielleicht auch einer ökologischen ...“ (S. 37). Wie konnte es in diese Krise geraten? „Das konnte geschehen, weil wir unsere Verfassung interpretiert haben nach den Prinzipien eines universal angelegten und allein universal vertretbaren Liberalismus. Und dieser Liberalismus geht davon aus, dass auf der ganzen Welt alle Menschen kraft ihrer Zugehörigkeit zur menschlichen Gattung, also aus biologisch-naturalen Gründen mit bestimmten Grund- und Freiheitsrechten [ausgestattet] sind und dass das Ziel ist, eine Weltordnung herbeizuführen, in der dann immer nur noch Menschen, Individuen, die kraft ihrer Natur mit Rechten und Freiheiten ausgestattet sind, als Produzenten und Konsumenten in einer friedlichen, alles umfassenden liberalen Humanität vereint zusammenleben.“

Und diese Prinzipien eines universal ausgelegten Liberalismus sind zu den konstituierenden Prinzipien der Praxis, der Auslegung und Anwendung der Verfassung der Bundesrepublik Deutschland geworden. Und das bedeutet, ernst genommen, wenn wir uns darin ernst nehmen, was da täglich gesagt und beschworen wird, dass wir jedem Individuum auf der Welt, unangesehen seiner Religion, seiner Herkunft, seiner Nation, das Recht einräumen, in unserem Staat, ausgestattet mit den gleichen Freiheiten und Rechten wie jeder andere Bürger auch, aufgenommen zu werden und diese Rechte mit der Gewalt des Staates und seiner Gesetzesgewalt durchzusetzen.“ Laut Rohrmoser ist eine Integration der das ganze Leben regelnden Scharia-Religion mit dem europäischen Christentum, das die Trennung von Staat und Kirche vertritt, nicht möglich: „Und wenn wir nicht zu Europa und das in seiner Geschichte vorliegende Erbe und zu seiner Identität zurückfinden, wird die Islamisierung Europas vielleicht geschehen, aber was dann islamisiert wird, wird nicht mehr Europa sein.“ (Europa vor der Herausforderung des Islam, S. 31f.). Vgl. auch Udo Wlfkotte: *SOS Abendland. Die schleichende Islamisierung Europas*. Rotteburg: Kopp Vlg. 2008.

wanderung, Globalismus, grenzenlose Ausdehnung der Europäischen Union, Gleichschaltung durch Zentralisierung¹⁶ und, mittels der Antidiskriminierungsrichtlinien der EU, durch ein potentiell totalitäres Tugendsystem der Politischen Korrektheit.

Eigenart des Kulturraums Europa

In allen wissenschaftlichen und populären Stellungnahmen zur europäischen Kultur wird auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die Gemeinsamkeiten dieses Kulturraums herauszuarbeiten. Deshalb ist es angebracht zu erfahren, wie sich der Blick des Auslands auf Europas Kultur bzw. Europas Kulturen ausnimmt. Das Stuttgarter Institut für Auslandsbeziehungen hat sich dieser Aufgabe in seiner 2006 publizierten Dokumentation „Kulturreport Fortschritt Europa“ gestellt. Darin kommen Vertreter einer Reihe von Nationen aus Europa, Nord- und Südamerika, Afrika und Asien zu Wort. Ihre Aussagen ähneln sich in erstaunlichem Ausmaß: Europa als politische Institution hat wenig Attraktivität, aber Europa als Kulturraum wird als faszinierend empfunden.

Simon Anholt, der Erfinder des Nation Brands Index, stellt fest, dass unter den 20 weltweit am positivsten gesehenen Ländern mehr als die Hälfte europäisch ist. „Nur wenige Länder auf der Erde könnten die Kombination aus den Marken Italien, Frankreich, Großbritannien, Deutschland, Schweden etc. topen.“ Anholt, der sich wissenschaftlich und beruflich mit Imagepflege befasst, kommt zu dem Fazit: „Dass Europa als Institution einen so viel schlechteren Ruf genießt als der Kontinent Europa, liegt am Mangel einer einflussreichen und intern respektierten Marke, eines Gefühls für gemeinsame Ziele und eine gemeinsame Identität.“ Bezüglich der europäischen Imagepflege betont Anholt: „Vielfältige Loyalitäten sind aber möglich; man kann sich mit der Gemeinde identifizieren, mit der Region, mit dem Land, dem Kontinent...“ Und er zieht das Fazit: „Wenn die Institutionen in Europa nicht lernen, ‚weiche‘ Fragen der Identität und des Ansehens mit so großem Ernst und Respekt zu behandeln, wie sie es mit den ‚harten‘ Streitfragen tun, werden sie schnell merken, dass der

¹⁶ Vgl. z.B. neben vielen anderen Artikeln gleichen Tenors: Klaus Hornung: Welche Art von Despotismus die demokratischen Nationen zu fürchten haben, und Lothar Bossle: Zentralismus und Föderalismus – die Grundtendenzen in der europäischen Staatenentwicklung. Beide in: Studienzentrum Weikersheim (Hrg.): *Europa und die Zukunft der Nationalstaaten*. Stuttgart 1994, S.27–47, und S.48–55; Dieter Grimm: Die größte Erfindung unserer Zeit. Als weltweit anerkanntes Vorbild braucht Europa keine eigene Verfassung. In: FAZ 16.6.2003; Der Staatsschützer. Verfassungsrichter Udo di Fabio ist nicht bereit, für Europa auf Bürgerrechte zu verzichten. In: FAS 24.4.2005; Josef Schüßlburner: Europa-Verfassung: Rückkehr zur Vormoderne. In: Die Aula (Graz) Mai 2007, S.16–18; Klaus Hammacher: EU-Vertragsentwurf: kalte Entmachtung des Souveräns. In: Junge Freiheit 49/2007, S. 22.

wahre Fortschritt Europas utopisch bleibt.“¹⁷ Einige wenige ausländische Stellungnahmen zur Sicht Europas aus der Fremde mögen genügen; sie ähneln sich erstaunlich. Anholts amerikanischer Mitarbeiter betont die Liebe seiner Landsleute zur historischen Patina: „Wie amerikanische Herzen zu schlagen beginnen, wenn sie eine alte Kirche, ein mittelalterliches Stadttor oder eine Burgruine sehen! Der inflationäre Begriff ‚historisch‘, um jedwede Touristenattraktion in den USA anzupreisen, verweist auf ein tief eingewurzelt Verlangen nach einem größeren Maß an Dauer und (auch auf die Gefahr des Klischees hin) Geschichte...“ (S. 37). Die japanische Mitarbeiterin weist darauf hin, dass sich das „alte Europa“ in ihrem Land sehr gut verkaufen lässt. Europa ist für die Japaner „mit bewährter Tradition, süßer Romantik und verfeinerter Kultiviertheit verbunden“ (S. 31). Der indische Mitarbeiter betont, dass es für die meisten Inder keine europäische Kultur gibt, sondern vielmehr zahlreiche Kulturen und Identitäten. Er fügt hinzu: „Das ist einerseits das Ergebnis der Ambivalenz des Diskurses über die europäische kulturelle Identität innerhalb der EU selbst, der lange darauf erpicht war, eine europäische Identität und gemeinsame Werte zu fördern. Andererseits ist er Ausdruck der großen Heterogenität des europäischen Staatsvolks.“ (S. 40). Der afrikanische Mitarbeiter zitiert den Schriftsteller Amadou Hampaté Ba, der für die Kulturen Afrikas folgendes Gleichnis prägte: „Der Regenbogen verdankt seine Schönheit der Vielfalt seiner Farben“ und fügt hinzu: „Gibt es ein passenderes Wort, um damit die Kultur Europas zu kennzeichnen?“ (S. 46). Ähnlich artikuliert sich der brasilianische Mitarbeiter: „Trotz allem, was hierzulande über Europa und die Europäische Gemeinschaft gesagt wird, herrscht immer noch die Idee der Nationalstaaten vor. Wir reden nicht von Europa, aber von Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Deutschland, England und so weiter. Die supranationalen Strukturen können es nicht mit den nationalen Gegebenheiten aufnehmen, die seit langem tief verankert sind.“ (S. 51). Das letzte Wort sei, in einem längeren Zitat, dem ungarischen Mitarbeiter des Sammelbandes gegeben, dem langjährigen Leiter des Ungarischen Kulturinstituts in Berlin und in Stuttgart, Gyula Kurucz, der nicht nur Europas reiches Kulturerbe hervorhebt, sondern auch die Gefahren, die diesem Erbe heute drohen. Er arbeitet heraus, dass die schonungslose kommunistische Diktatur in seinem Land und Osteuropa ein Positives bewirkt habe, nämlich den Beweis, da der Terror die traditionellen Werte, besonders bei den kultivierten Schichten, nicht ausmerzen konnte. Er erinnert allerdings auch an den Schock, den die ungarischen Intellektuellen nach der Abschüttelung des sowjetischen Jochs in der Begegnung mit den sog. westlichen Werten erleben mussten: Nach der idealisierten Wende kam aus dem Westen „nicht der jahrzehntlang entbehrte geisti-

¹⁷ Simon Anholt: Die Marke Europa. In: Kulturreport Fortschritt Europa, S. 26.

ge Ansturm, sondern der Kampf um materielle Güter. Und zunächst nicht Europa, sondern Amerikas dritte Klasse. Die Diskussion über Werte lag bald nicht mehr in den Händen einer neugierigen freien Presse, sondern war an verschiedene Interessen gebunden. Die Wertschöpfungen wurden auf wenige Orte konzentriert, und Ostmitteleuropa war in seinen Werturteilen bald so ratlos und falsch orientiert wie der Westen.

Die zweite Gefahrenquelle ist die Globalisierung. Die anfangs amerikanische, aber unidentifizierbar „internationale“ Macht der Multis hat ein prinzipielles Interesse an dem globalen Kulturverlust der Weltbevölkerung. Menschen mit eigenem Geschmack und Werturteilen sind schwer zu manipulieren, sie haben feste Vorstellungen, was ihnen gefällt und was sie kaufen möchten. Sie durchschauen die Verlockungen der Massenkultur, sie begnügen sich nicht mit oberflächlichen Modewellen und Glücksverheißungen. Der globalisierte Markt- und Konsumzwang widerspricht einem traditionellen kulturellen Wertebewusstsein, er schwächt – zwangsläufig und im eigenen Interesse – die individuelle Überzeugung und vermittelt naturgemäß keine tiefere Kultur. Die globalisierte Welt braucht geldorientierte, in ihrem Kulturgeschmack schwache Massen, die jeder Konsumkampagne hilflos ausgeliefert sind. Sie duldet keinen Widerspruch der gebildeten Individuen, ob Kulturschaffende oder anspruchsvolle Kulturgenießer.“ Über seine Erfahrungen mit Kulturfunktionären der EU berichtet Gyula Kurucz: „Ich nahm einmal an einem Kulturkongreß der Europäischen Union teil. Mit Entrüstung hörte ich, daß die westlichen Vertreter meinten, Solidarität und soziale Marktwirtschaft seien das eigentliche europäische Gemeingut. Wie kann man die doppelte Antike, die Romanik, Gotik, Renaissance, das Barockzeitalter, die Aufklärung, die weltbestimmenden Werte der Kunst im 19. und 20. Jahrhundert als das spezifisch Europäische vergessen?“

Der Ungar beschließt seinen Appell mit folgenden Worten, die auch als ein Fazit meines Vortrag gelten können: „Ohne ein stärkeres Wertebewußtsein der europäischen Staaten gegenüber ihren traditionellen Kultur- und Kunstwerten wird es keine Zukunft geben. Eine Erneuerung der Kultur ist nur durch das Bewußtsein der eigenen kulturellen Vergangenheit denkbar. Inmitten des orientierungslosen Pragmatismus sollte man ein Wert- und Wissensminimum bestimmen, um dauerhafte Werte von flüchtigen Modeströmungen trennen zu können. Das Tor zu einer tiefsinnigen, lebenslustigen und kultivierten Freiheit.“¹⁸

¹⁸ Gyula Kurucz: Brot und Spiele. Ibid. S. 110.

Weiterführende Literaturangaben

- Foerster, Rolf Hellmut: Europa. Geschichte einer politischen Idee. München 1967.
- Fröschle, Hartmut: Deutschland *und* Europa: eine Leitidee der deutschen Geistesgeschichte. In: Hans-Helmuth Knütter (Hrsg.), Europa ja – aber was wird aus Deutschland? Tübingen 1988, S.17 – 34.
- Hübner, Kurt: Geistige Grundlagen eines Vereinigten Europa. In: Gerhard Seifert (Hrsg.), Vereinigtes Europa und nationale Vielfalt – ein Gegensatz? Göttingen 1994, S.11 – 26.
- Institut für Auslandsbeziehungen (Hrsg.): Kulturreport Nr. 1, 2007: Fortschritt Europa. Stuttgart: IfA 2007.
- Kimminich, Otto: Deutschland und Europa. Historische Grundlagen. Berlin 1992.
- Lützel, Paul Michael: Die Schriftsteller und Europa. München 1992.
- March, Ulrich: Das Christentum und die Entstehung des Abendlandes. In: Sezession Nr. 18, Albersroda 2007, S.16 – 21.
- Mölzer, Andreas und Tomaschitz, Bernhard: Europa – Traum und Albtraum. Vom Heiligen Reich zur Europäischen Union – ein Kontinent geeint in seinen Gegensätzen. Wien 2007.
- Politische Studien, Sonderheft 1/1979: Europa. Union freier Völker. München 1979.
- Europa vor den Herausforderungen des Islam. In: Weikersheimer Blätter N.F. Nr.10, Jan. 2007, S.29 – 37
- Rohrmoser, Günter: Ist Europa noch zu retten? Geschichte als Fundament. Sonderdruck der Gesellschaft für Kulturwissenschaft. Beitingheim ca. 2006. 10 S.
- Studienzentrum Weikersheim (Hrsg.), Europa und die Nationalstaaten. Stuttgart 1994

Glas und Keramik in der Medizintechnik*

von DAGMAR HÜLSENBERG

Gründe für die Anwendung

Historisch gesehen, wurde Glas aufgrund seiner optischen Eigenschaften schon sehr früh zur Verbesserung der Sehfähigkeit eingesetzt. Erinnert sei an die Fernrohre von Galilei (1564 – 1642) und an sogenannte Lesegläser, die in der Regel Linsen- oder Prismenform aufwiesen. Sie bestanden meist aus Kronglas, einem Natrium-Kalzium-Silikatglas. Sie können als frühe Formen der heutigen, komplizierten Brillen angesehen werden. Die Wirkung ist mit einer Prothese vergleichbar.

Aber auch medizinische Geräte bedienen sich des Glases vor allem aufgrund seiner optischen Eigenschaften. Hervorzuheben sind Glaslichtleiter in Endoskopen oder optische Anordnungen für die minimalinvasive Medizintechnik.

Schon zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts stellte man fest, dass es möglich ist, Porzellan mit ansprechender Festigkeit und chemischer Beständigkeit sowie dem Aussehen von Zähnen (Transparenz, Glanz, Farbigkeit) herzustellen, so dass auch noch heute – obwohl es sich nicht mehr um Porzellan handelt – bei Zahnersatz häufig von Porzellanzähnen gesprochen wird.

Heute erstreckt sich der Einsatz von Glas und Keramik vor allem in den Bereich der Implantate. Ihre Aufgabe ist, ganz allgemein,

- das Ersetzen von Körperteilen, die pathologische Effekte zeigen, funktionsuntüchtig oder traumatisch zerstört sind,
- die Unterstützung von Funktionen (u.a. Herzschrittmacher, Insulinspeicher und -pumpe, Gehörknöchelchen),
- die Ermöglichung zusätzlicher Funktionen (u.a. Glukosesensor, pH-Sensor) und
- kosmetische bzw. ästhetische Effekte.

Aus den verschiedenen Aufgaben entstehen ganz unterschiedliche Forderungen an die Glas- und Keramikimplantate. Als Übersicht kann folgende Zusammenstellung gelten:

* Vortrag zur 85. Tagung der Humboldt-Gesellschaft am 5. Mai 2007 in Wetzlar.

- aus mechanischer Sicht u.a. lastübertragend, elastisch, abriebfest,
- aus geometrischer Sicht einhüllend, speichernd und passgerecht,
- aus chemischer Sicht entweder langzeitstabil oder resorbierbar,
- aus biologischer Sicht in jedem Fall biokompatibel, aber auch bioinert oder bioaktiv,
- gegebenenfalls spezielle sensorische Eigenschaften,
- applikationsfreundlich (leichte Sterilisierbarkeit, röntgendicht, gut formbar),
- billig in der Herstellung.

Meist muss man die Eigenschaften im Komplex optimieren. Nicht in jedem Fall erfordert ein Hartgewebe/Knochen-Ersatz auch ein hochfestes Material, da die mechanischen Belastungen sehr unterschiedlich sein können. Beim Einsatz von Keramik in der Augenhöhle oder für Gehörknöchelchen stehen gute Passfähigkeit und Fixierbarkeit im Mittelpunkt, während bei mechanisch tragenden Knochen und Gelenken sowie Zahnersatz natürlich die mechanische Festigkeit und der Elastizitätsmodul ausschlaggebend sind.

Welche Gründe sprechen nun für den Einsatz von Glas und Keramik in der Medizintechnik? Meist fällt dem Patienten ja ein, dass beide Werkstoffgruppen spröde sind und – so hat es den Anschein – sehr leicht brechen. Bei der Beantwortung der Frage muss man den Vergleich zu den großen Gruppen der Metalle und Kunststoffe sowie der Verbundwerkstoffe/Komposite vor Augen haben.

Am wichtigsten erscheint, dass die meisten Gläser und Keramiken biokompatibel sind. Bei Wechselwirkungen mit Gewebe und Körperflüssigkeiten/Blut entstehen nur körperverträgliche Produkte, die den Menschen auf dem üblichen Weg verlassen. Handelt es sich um ein bioinertes Material, ist die Menge der entstehenden Korrosionsprodukte sehr gering (sie ist aber nie gleich Null). Bei bioresorbierbaren Gläsern und Glaskeramiken (dazu später) fallen jedoch größere Mengen Korrosionsprodukte an, die während des Auflösenvorgangs zu keiner Zeit die zulässige Konzentration an Bioelementen (siehe Tab. 1) im Blut überschreiten dürfen.

Tabelle 1 zeigt sehr deutlich, warum bei hohem Blutverlust als „erste Hilfe“ eine verdünnte Kochsalzlösung verabreicht wird. Sie verdeutlicht aber auch, warum die meisten klassischen Gläser von Haus aus biokompatibel sind, da sie – so lernt man es in der Schule – vor allem aus Sand (SiO_2), Soda (Na_2CO_3) und Kalk (CaCO_3) für Glas sowie Kaolin ($\text{Al}_2\text{O}_3 \cdot 2 \text{SiO}_2 \cdot 2 \text{H}_2\text{O}$), Feldspat ($\text{K}_2\text{O} \cdot \text{Al}_2\text{O}_3 \cdot 6 \text{SiO}_2$) und Sand (SiO_2) für Porzellan bestehen, wobei CO_2 und H_2O die Werkstoffe während der Herstellung verlassen.

Tabelle 1: Ausgewählte Bioelemente und deren zulässige Konzentration im menschlichen Blut

Ion	Zulässige Konzentration im Blutserum [mmol/l]
P ⁵⁺	0,8 – 1,3
Al ³⁺	0 – 4,5
Si ⁴⁺	5,7 – 30
Na ⁺	136 – 152
K ⁺	3,8 – 5,5
Ca ²⁺	2,25 – 2,75
Mg ²⁺	0,75 – 1,05
Cl ⁻	97 – 108

Einige Gläser und Glaskeramiken sind bioaktiv, d.h. sie verwachsen z.B. nach der Einlagerung direkt mit dem Knochen. Sie bilden eine Verbundosteogenese aus. Bei ordnungsgemäßem Zusammenwachsen mit dem Knochen kann man nach etwa einem Jahr auf dem Röntgenbild nicht mehr erkennen, was ursprünglich Knochen und was Implantat war.

Gläser und Keramiken unterliegen nicht nur einem geringen chemischen, sondern auch einem geringen mechanischen Verschleiß. Das ist besonders dann wichtig, wenn künstliche Gelenke implantiert werden. Zwischen Gelenkpfanne und -kugel sollte theoretisch gar keine Reibung und damit kein Verschleiß stattfinden. Gleichzeitig müssen aber die Implantate im Körper fixiert werden, so dass sich ihre Oberflächenbeschaffenheit je nachdem unterscheiden muss, ob es sich um die Gleitfläche im Gelenk oder die mit dem Knochen zu verbindende Fläche handelt. Der Vorteil von Keramiken besteht nun darin, dass man ihre Oberfläche gezielt von extrem glatt mit Rauigkeiten im Nanometerbereich bis hin zu mikroporös für die Penetration mit Weich- und gegebenenfalls auch Hartgewebe einstellen kann.

Gläser und Keramiken sind langzeitstabil (wenn nicht anders gewünscht) und damit alterungsbeständig.

Vor allem Gläser, aber auch Keramiken können für unterschiedliche elektromagnetische Wellenlängen verschieden transparent sein. Für Gläser ist die Durchsichtigkeit im sichtbaren Wellenlängenbereich selbstverständlich, aber auch Keramiken lassen sich durchscheinend herstellen. Für die medizinische Diagnose ist aber auch die Durchlässigkeit (oder besser Nichtdurchlässigkeit) für Röntgenstrahlen wichtig. Manche Keramiken absorbieren Magnetfelder und wandeln die magnetische Energie in Wärme um, was heute für lokale Krebstherapien erfolgreich genutzt wird. TiO₂-Keramik oder auch Glas auf dieser Basis reflektiert aufgrund seiner hohen optischen Brechzahl hervorragend UV-Strahlung und wird deshalb als Pulver in Sonnenschutz-

cremes eingesetzt.

Es ist möglich, piezoelektrische Keramiken oder Glaskeramiken herzustellen, die elektromechanisch Signale umwandeln. Implantate aus solchen Werkstoffen müssen also nicht zwingend Informationswege unterbrechen.

Aber ein Problem schreckt viele Patienten ab, sich mit Glas oder Keramik als Implantat anzufreunden: Die bereits genannte Sprödigkeit. Wenn die Werkstoffe als Implantatmaterial aber zugelassen sind, muss es Wege geben, mit dem sogenannten Sprödbruch umzugehen. Damit beschäftigt sich das nächste Kapitel.

Werkstoffgerechter Umgang mit Glas und Keramik

Gläser und Keramiken bestehen aus Anionen und Kationen. Das bedeutet, dass ihnen die Elektronen definiert zugeordnet sind: Bei Kationen fehlt eine exakte Anzahl, die sich auf der äußeren Elektronenschale der Anionen positionieren. Es gibt in diesen Werkstoffen im Normalfall keine freien Elektronen; ganz im Unterschied zu den Metallen.

Die theoretische Festigkeit von Gläsern und Keramiken resultiert aus der chemischen Bindung zwischen den Anionen und Kationen. Wird diese lokal überschritten, bricht an dieser Stelle die Bindung zwischen Anion und Kation auf. Da aber die äußere Last konstant bleibt, während sich die Last übertragende Fläche – wenn auch nur infinitesimal – verkleinert, steigt die Spannung, was zu einem weiteren Aufbrechen der Bindungen führt. Der Bruchvorgang wird also nicht gestoppt, sondern er pflanzt sich mit hoher Geschwindigkeit durch den Glas- oder Keramik-Werkstoff fort, d.h. dieser bricht plötzlich bzw. spröde. Das Hookesche Gesetz bringt diesen Fall zum Ausdruck.

Ganz anders verhalten sich duktile Metalle. Im atomaren Bereich befinden sich Atomrümpfe, die von einer kontinuierlichen Elektronenwolke umgeben sind. Wirkt hier eine von außen angelegte Spannung, können sich die Ebenen der Atomrümpfe gegeneinander verschieben. Der metallische Werkstoff deformiert zwar etwas, aber er bricht nicht sofort.

Der für Gläser und Keramiken beschriebene Fall betrifft aber nur die theoretische Festigkeit. In der Praxis spielen Risse an der Oberfläche oder im Inneren der Bauteile eine entscheidende Rolle. Sie verringern die theoretische Festigkeit, die durchaus mit der von Metallen vergleichbar ist, auf einen realen Wert, der ein Hundertstel bis nur ein Tausendstel der theoretischen Festigkeit beträgt und dem Nutzer das schlechte mechanische Verhalten von Gläsern und Keramiken vor Augen führt.

Wie ein Riss im Inneren eines Glas- oder Keramikplättchens auf die tatsächliche Bruchfestigkeit z.B. durch Zugbelastung, wirkt, zeigt Abbildung 1.

Links oben befindet sich eine intakte Glasscheibe. Die hypothetischen Linien der von außen wirkenden Zugspannung passieren sie, wenn sie die Bindefestigkeit zwischen Anion und Kation nicht überschreiten, unbeeinflusst. Daneben befindet sich eine Skizze, die einen unbelasteten Riss parallel zur Oberfläche der Probe zeigt. Darunter links ist der Fall unter Zugspannung skizziert. Die hypothetischen Spannungslinien suchen sich einen Pfad im Glas, d.h. sie weichen dem Riss aus. Da sie dabei den Weg des geringsten Widerstandes wählen, konzentrieren sie sich genau an den Rissrändern, dem sogenannten Kerbgrund. Es entsteht eine Spannungsspitze, in der die lokale Last die Durchschnittslast um ein Vielfaches überschreiten kann, siehe die Skizze rechts unten. Dass diese Spannungsspitze die lokale Festigkeit der Anionen/Kationen-Bindung viel früher zerstört als die durchschnittliche Last, liegt auf der Hand. Die Glas- oder Keramik-Probe bricht also nicht wegen der durchschnittlich angelegten Last, sondern wegen der an Rissen und Kerben auftretenden Spannungsspitzen.

Risse und Kerben entstehen im Inneren der Werkstoffe vor allem bei nicht beherrschten technischen Prozessen ihrer Herstellung. An der Oberfläche werden sie vor allem durch Reibung während des Transportes und Kratzer beim Gebrauch hervorgerufen. Erfahrungsgemäß verursachen schon – meist unsichtbare – Risse von etwa 20µm Tiefe so hohe Spannungsspitzen, dass der Spröbruch bei ausreichend hoher äußerer Belastung auftritt. Wie kann man damit umgehen lernen?

Es ist bekannt, dass in Ruinen alter Gebäude, häufig von Kirchen, Fenster- und Torbögen stehen bleiben. Die Ursache besteht darin, dass durch die bogenförmige Mauerung mit mittigem, meist keilförmigem Schlussstein in dem Bogen bei Beanspruchung vor allem Druckspannungen wirken, die die Risse schließen und zu einer form- sowie kraftschlüssigen Verbindung führen. Es können sich keine Spannungsspitzen ausbilden. Daraus resultiert auch die praktische Erfahrung, dass sich bei Glas- und Keramikerzeugnissen Druckfestigkeit zu Biegefestigkeit zu Zugfestigkeit wie etwa 10 zu 2 zu 1 verhalten. Glas- und Keramik-Erzeugnisse halten also im Mittel etwa 10 Mal so hohe Druckbelastungen im Vergleich zu Zugbelastungen aus. Diese Erfahrung sollte man bei Implantaten aus diesen Werkstoffen nach Möglichkeit berücksichtigen, was bei Zahnersatz von Haus aus gegeben ist.

Aber auch eine andere Erfahrung sollte auf Implantate übertragen werden. Es ist bekannt, Kunststoffe mit Glasfasern mechanisch zu verstärken. Oder man kann an Hochspannungsmasten beobachten, dass die Stromleitungen nicht an *einem* dicken, sondern an 2 oder 4 dünneren Isolatoren befestigt sind. (Die Aufhängung erfolgt – für den Betrachter nicht sichtbar – so, dass im Aufhängepunkt die Zugspannung durch eine einfache technische Lösung in Druckspannung umgewandelt wird.) Man nutzt in beiden Fällen den Ef-

fekt aus, dass sich die übertragbare mechanische Spannung, die selbst bereits eine auf die Fläche bezogene Last darstellt, noch einmal in Abhängigkeit vom verkleinerten, belasteten Querschnitt vergrößert. Die mechanische Erzeugnisfestigkeit steigt also mit fallendem Querschnitt und nähert sich mit gegen Null gehendem Querschnitt asymptotisch der theoretischen Werkstofffestigkeit an. Abbildung 2 zeigt dafür ein Beispiel auf der Basis von Alkali-Erdalkali-Silikatglas, das sowohl zur Herstellung runder Glasstäbchen unterschiedlicher Durchmesser als auch für Glasseide verschiedener Dicke eingesetzt wurde. Der Grund für dieses Verhalten liegt in der abnehmenden Anzahl an Schädigungen durch Risse und Kerben mit verringertem Durchmesser der Proben. Bereits *ein* Riss der kritischen Größe reicht für den Spröbruch. Die Wahrscheinlichkeit, dass er vorhanden ist, fällt aber mit geringem Durchmesser der Erzeugnisse. Ersetzt man ein Glasstäbchen durch ein Bündel aus Glasseide, dessen Glasquerschnitt mit dem des Stäbchens identisch ist, kann man eine dramatisch höhere Last übertragen, da letztlich jedes Fädchen für sich alleine zerstört werden muss. Dieser Effekt wird bei der Herstellung mikrostrukturierter Glasbauelemente genutzt, deren mechanische Belastbarkeit etwa 4 Mal so hoch wie bei Fensterglas ist.

Weitere Möglichkeiten, Risse zu vermeiden, bestehen im mechanischen, chemischen oder thermischen Polieren der Glas- oder Keramikteile. Durch das Abtragen, ggf. mikrochemische Reaktionen oder das Fließen des Glases bei Feuerpolitur werden die kritischen Risse beseitigt, so dass sich die Festigkeit polierter Glaserzeugnisse gegenüber unpolierten verzehnfachen kann.

Aber auch ein oberflächiger Ionenaustausch kann die Festigkeit der Glaserzeugnisse in etwa gleichem Umfang steigern. Viele Gläser enthalten Natrium-Kationen. Werden sie in einer erhitzten Salzsäuremelze wenig unterhalb der Transformationstemperatur der Gläser gegen Kalium-Ionen ausgetauscht, erzeugen die größeren Kalium-Ionen Druckspannungen in der Glasoberfläche, die zum kraftschlüssigen Verschließen der Risse führen.

Diese längst nicht komplette Aufzählung von Varianten, die Spröbruchempfindlichkeit von Glas und Keramik quasi zu überlisten, soll zeigen, dass es durchaus möglich ist, diese Werkstoffe als langzeitstabile, mechanisch belastbare Implantate einzusetzen.

Zähne aus Glaskeramik

Früher bestand Zahnersatz z.B. aus einem porzellanähnlichen Werkstoff. Durch Zugabe von viel Feldspat zu ursprünglich „echtem“ Porzellan entstand während der Sinterung (keramischer Brand) des Materials relativ viel hochviskose Schmelzphase, die beim Abkühlen zu Glas erstarrt, in das μ -feine Mullitkristalle ($3 \text{ Al}_2\text{O}_3 \cdot 2 \text{ SiO}_2$) eingebettet sind. Durch den hohen

Anteil an Glasphase wird der Werkstoff durchsichtiger, und auch der relativ kompakte Zahn wirkt durchscheinend. Durch Zumischung geringer Anteile (deutlich weniger als 1 %) von Übergangsmetalloxiden, z.B. Eisenoxid, Manganoxid, lässt sich zusätzlich die gewünschte Farbwirkung einstellen. Diese Porzellanzähne haben aber ausgedient, da die mechanische Festigkeit doch ihre Grenzen besitzt und die Herstellung der geometrisch genau an das Gebiss angepassten Zähne sehr aufwendig war. Zähne auf der Basis von Zirkondioxid-Keramik sind zwar in der Lage, das mechanische Problem zu lösen, aber das Problem der komplizierten Herstellung wartet immer noch auf eine Lösung. Man muss bedenken, dass die Produktion nicht in einem spezialisierten Keramikbetrieb, sondern bei Tausenden Zahntechnikern erfolgen soll.

Zahnersatz aus *Glaskeramik* könnte zum Erfolg führen, wobei aber die Durchsetzung in der zahnärztlichen Praxis immer noch sehr schleppend erfolgt.

Worum handelt es sich bei diesem Werkstoff? Zuerst wird ein Glas geschmolzen und ein gewünschtes Erzeugnis oder auch Pulver daraus hergestellt. Das Glas muss aber eine solche chemische Zusammensetzung besitzen, dass es bei einer anschließenden thermischen Behandlung (Temperung) oberhalb seiner Transformationstemperatur partiell kristallisiert. Welche Kristalle entstehen, wie groß sie sind und wie viele sich bilden, hängt von der chemischen Zusammensetzung der Schmelze, der Temperatur und der Zeit für das Tempern ab. Sind die Kristalldimensionen in der Größenordnung der Wellenlänge des sichtbaren Lichtes, bricht sich das Licht an ihnen, und der Werkstoff wird durchscheinend – wie eine Keramik. Darauf führt sich der Begriff Glaskeramik zurück. Gleichzeitig besitzt er eine im Vergleich zu Porzellan bedeutend erhöhte Festigkeit. Das erklärt sich daraus, dass die Kristalle untereinander verzahnen und dadurch die Risse an der Ausbreitung hindern (siehe Abb. 3). (Es handelt sich um ein mit dem Rasterelektronenmikroskop aufgenommenes Bild, bei dem die Glasphase zur besseren Sichtbarmachung der Kristalle weggeätzt wurde.) Besitzt die die Kristalle umgebende sogenannte Restglasmatrix einen größeren thermischen Ausdehnungskoeffizienten als die Kristalle, was meist der Fall ist, schrumpft sie beim Abkühlen auf diese auf. Es entstehen zusätzlich Druckvorverspannungen – nun aber im Inneren des Erzeugnisses, auf deren positive Wirkung für die Erzeugnisfestigkeit bereits eingegangen wurde. Aus mechanischer Sicht erfüllen somit Glaskeramikzähne die Forderungen der Patienten.

Die Herstellung des Zahnersatzes geht relativ einfach beim Zahntechniker vonstatten, denn das Material wird ihm z.B. als Glaspulver angeliefert. Aus dem Abdruck des zu ersetzenden Zahnes wird eine temperaturbeständige Form angefertigt, das Pulver hineingegeben, wieder aufgeschmolzen (die

Temperaturen dafür sind niedriger als bei der primären Glasschmelze), für die vollständige Formenausfüllung geschleudert, abgekühlt, entformt und (meist nötig) durch Schleifen und Polieren nachbehandelt. Das Produkt ist nach wie vor ein Glas (siehe Abb. 4). Erst dann erfolgt durch nochmaliges Erwärmen durch partielle Kristallisation die Umwandlung des Werkstoffs in eine Glaskeramik.

Ein anderes Verfahren bietet die Ivoclar Vivadent AG in Liechtenstein für sogenannte EMPRESS-Kronen an. Auch hier wird zunächst ein Glas der geeigneten Zusammensetzung geschmolzen, gefrittet und zu Pulver gemahlen. Das Glas enthält spezielle Additive für die Steuerung der partiellen Kristallisation und von Pigmenten für die Farbeinstellung. Beim Hersteller werden aus dem Pulver zylindrische Stäbchen gepresst und bei 500 – 800 °C (je nach Zusammensetzung und Anwendung) gesintert. Der Glastechniker trennt nun die Stäbchen in Portionen geeigneter Länge und verwandelt sie durch Heißpressen bei ca. 920 °C und 5 – 15 min Haltezeit in die endgültige Krone bei gleichzeitiger partieller Kristallisation. Der Werkstoff besteht beispielsweise aus $\text{Li}_2\text{Si}_2\text{O}_5$ - und Li_3PO_4 -Kristallen sowie Restglasphase. Die Biegebruchfestigkeit liegt bei 350 MPa, während sie bei Fensterglas nur etwa 80 MPa beträgt. Abbildung 6 zeigt die mittels Rasterelektronenmikroskop aufgenommene Mikrostruktur von IPS Empress-Glaskeramik, in der gezielt Leucit-Kristalle ($\text{K}_2\text{O} \cdot \text{Al}_2\text{O}_3 \cdot 4 \text{SiO}_2$) entstanden sind.

Natürlich kommt auch dieses Implantatmaterial nicht ohne thermische Prozesse beim Zahntechniker aus.

Bioaktive Glaskeramiken als Implantate

Wenn, wie eben gezeigt, Kronen und Brücken aus Glaskeramik hergestellt werden können und diese beispielsweise auch CaO und P_2O_5 enthalten, liegt die Frage nahe, ob es möglich ist, auch Zahnwurzeln, und zwar direkt in den Kieferknochen einwachsende, auf der Basis von bioaktiver Glaskeramik herzustellen. In diese implantierten Wurzeln könnten dann die Ersatzzähne direkt eingeschraubt werden. Die Beantwortung der Frage erfolgt auf der Basis der Elementaranalyse des Mineralanteils des menschlichen Knochens (siehe Tab. 2).

Aus der Mineralanalyse folgt, dass es sich bei den knochenbildenden Kristallphasen letztendlich um die verschiedenen Varianten des Apatits, also von Kalziumphosphathydraten, die teilweise durch Fluoride oder Karbonate substituiert sind, handelt. Will man also eine bioaktive, d.h. mit dem Knochen verwachsende Glaskeramik herstellen, dann muss man ein solches Ausgangsglas wählen, in dem beim Tempern ebenfalls Apatitkristalle entstehen. Außerdem müssen die beim Einwachsen anfallenden Reaktionsprodukte und

deren Mengen pro Zeiteinheit die Forderungen an die bereits genannten Bioelemente im Blut erfüllen. Bei dem Zusammenwachsen darf sich zwischen Knochen und Implantat kein Bindegewebe bilden.

Tabelle 2: Zusammensetzung und Mineralphasen, die den anorganischen Teil des menschlichen Knochens bilden

Elemente/Anionen-Komplexe	Masse-%	Mineralphasen	
Ca	34 – 37	Hydroxylapatit (HA)	$\text{Ca}_{10}(\text{PO}_4)_6 \cdot (\text{OH})_2$
Mg	0,6 – 0,9		
Na	0,4 – 1,1	Carbonatapatit	$\text{Ca}_{10}(\text{PO}_4)_6 \cdot \text{CO}_3$
K	0,1 – 0,2		
PO_4	48 – 52,4	Carbonatsubstit. HA	$\text{Ca}_{10}(\text{PO}_4 \cdot \text{CO}_3)_6 \cdot (\text{OH})_2$
CO_3	6 – 7,6		
Cl	0,04 – 0,1	Fluorapatit	$\text{Ca}_{10}(\text{PO}_4)_6\text{F}_2$
F	0,01 – 0,3		
S	0 – 0,6	Defektapatit	$\text{Ca}_9\text{H}_2(\text{PO}_4)_6 \cdot \text{OH}$
Pb	0 – 0,001		
Citrat	ca. 1	Oktacalciumphosphat	$\text{Ca}_8\text{H}_2(\text{PO}_4)_6 \cdot 5 \text{H}_2\text{O}$

Über die Vorgänge bei der Verbundbildung existieren auch heute noch die verschiedensten Vorstellungen. Extrem vereinfacht ausgedrückt, besagt die eine Hypothese Folgendes: Die Bioaktivität ergibt sich dadurch, dass Implantat und anorganische Knochensubstanz chemisch ähnlich, aber nicht identisch zusammengesetzt sind, so dass Konzentrationsgradienten zwischen der anorganischen Knochensubstanz und dem Implantat vorliegen. Als Folge finden an der Implantatoberfläche durch Reaktionen mit dem Blut temporäre Auflösungsvorgänge derselben statt, so dass sich das Blut lokal mit den gelösten Ionen anreichert. Diese Substanzen holt sich die organische Knochensubstanz sofort aus dem Blut und benutzt sie zur Reparatur der Schäden der anorganischen Knochensubstanz bzw. zum Zusammenwachsen des Knochens mit dem Implantat. Dabei ändert sich der pH-Wert zeitlich lokal, wobei er einen Grenzwert nicht überschreiten darf (das Zusammenwachsen muss also relativ langsam erfolgen). Gleichzeitig spielen direkte Diffusionsvorgänge zwischen Knochen und Implantat eine wichtige Rolle.

Bei langzeitstabilen, bioaktiven Glaskeramiken findet die Reaktion zwischen Knochen und Implantat nur wenige μm tief statt; bei resorbierbaren, bioaktiven Glaskeramiken „frisst“ der Knochen das Implantat völlig auf und bildet sich auf dessen Kosten neu. Im letzteren Fall sollte der Vorgang nach etwa einem Monat abgeschlossen sein.

Implantate auf dieser Basis wurden in Ilmenau, Jena und Wetzlar entwickelt. Im Folgenden wird nur auf die Glaskeramik Bioverit aus Jena einge-

gangen, die am Otto-Schott-Institut der Friedrich-Schiller-Universität entwickelt wurde und bei VITRON produziert wird.

Es stellte sich heraus, dass bioaktive Glaskeramik auf der Basis von partiell kristallisierendem Apatit nur dann langzeitstabil ist, wenn die Anzahl der Ca-Atome zu der der P-Atome im Werkstoff größer bzw. gleich 1,5 ist. Der Werkstoff Bioverit enthält neben CaO und P₂O₅ auch die Oxide der Bioelemente SiO₂, Al₂O₃, MgO, Na₂O, K₂O sowie das Bioelement F. Die Herstellung erfolgt durch Schmelze des geeignet zusammengesetzten Glases, Formgebung der Rohlinge durch Schleuderguss, gesteuertes Kühlen zur Herstellung spannungsfreier Halbzeuge, mechanische Nachbearbeitung zur Entfernung der Angussteile und gegebenenfalls Oberflächenverbesserung sowie mehrstufige thermische Behandlung zur partiellen Kristallisation. Abbildung 7 zeigt verschiedene implantierbare, direkt in den Kieferknochen einwachsende Wurzelimplantate. Deutlich sind die noch zu entfernenden Angussteile zu erkennen.

Der Glaskeramik-Werkstoff Bioverit weist eine weitere Besonderheit auf. Er lässt sich relativ einfach mechanisch nach den sonst nur für Metalle bekannten Methoden des Drehens und FräSENS bearbeiten. Das liegt daran, dass die Zusammensetzung des Ausgangsglases so gewählt wurde, dass durch partielle Kristallisation nicht nur Apatit-, sondern auch Glimmerkristalle entstehen. Diese Glimmerkristalle gestatten durch ihre blättchenförmige Struktur das schüppchenweise Abtragen des Materials durch die genannten Verfahren. Das erleichtert die geometrische Anpassung des Implantats an die im Knochen auszufüllende Stelle letztendlich noch während der Operation. Bioverit enthält somit die Kristallphasen Fluorapatit und Fluorphlogopitglimmer sowie Restglasphase. Die Festigkeit des Werkstoffs liegt aufgrund der gegenseitigen Verzahnung der Kristalle und von in der Mikrostruktur aufgebauten Druckspannungen deutlich über der des Ausgangsglases. Nach ca. 1 Monat Liegezeit kann die Zahnwurzel mechanisch belastet werden.

Neben Zahnwurzeln lassen sich aus diesem Material auch Fingerglieder, Wirbelkörper der Brustwirbelsäule und Auffüllungen von Knochenzysten herstellen. Abbildung 5 zeigt einen Knochen-Bioverit-Verbund nach 8 Wochen Liegezeit im Tierversuch. Oben ist die bioaktive Glaskeramik zu sehen, unten der natürliche Knochen. Die Grenzfläche zwischen beiden ist ohne Fehlstellen und Bindegewebe miteinander verwachsen. Die unmittelbare Nähe von Knochenzellen und einem Blutgefäß zum Implantat zeigen, dass sie sich in Implantatnähe „wohlfühlen“. Aus der chemischen Analyse im Mikrobereich (siehe Abb. 8) folgt, dass die ursprüngliche Grenzfläche (auf der Abbildung die gestrichelte, senkrechte Linie) zwischen Knochen und Bioverit in die Glaskeramik hineingewachsen ist. Si⁴⁺-Kationen sind in das Implantat hineingewandert und haben sich in Oberflächennähe angereichert,

Ca^{2+} - und P^{5+} -Kationen sind in Richtung Knochen diffundiert und bilden einen ca. 5 μm breiten Verbundbereich. Die aus dem Verbundbereich verdrängten K^{+} -Kationen wurden mit dem Blut abtransportiert.

Sollen Implantate für tragende Knochen und für Gelenke hergestellt werden, greift man jedoch auf hochfeste Keramikwerkstoffe zurück.

Hochfeste Keramikwerkstoffe als Implantate

Hier stehen Implantate auf der Basis von Korund (Al_2O_3) und Zirkondioxid (ZrO_2) zur Auswahl. Während Zirkondioxidimplantate neueren Datums sind, haben sich solche auf der Basis von Korund schon seit Jahren bewährt.

Die Vorteile von *Korund*implantaten vor allem für Hüft- und Kniegelenkprothesen bestehen in der hohen chemischen Beständigkeit des Werkstoffs, seiner hohen mechanischen Festigkeit und Abriebfestigkeit als Voraussetzung für Gleitpaarungen sowie vor allem darin, dass Korund nicht nur biokompatibel, sondern auch bioinert ist. Weiterhin entsteht ein so hoher Röntgenkontrast, dass die Lage des Implantats auch noch nach Jahren erkennbar ist. Außerdem lässt sich das Material gut sterilisieren.

Natürlich gibt es auch Nachteile. Korund ist im Vergleich zum Knochen wenig elastisch und bricht spröde. Oberflächige Risse des Implantats sind deshalb absolut unzulässig, was eine äußerst sorgfältige Herstellung (Schleifen, Läppen und Polieren der Oberflächen) und Handhabung erfordert. Kurz nach der Operation besteht Thrombosegefahr, der medizinisch begegnet werden muss. Korund wächst, da es bioinert ist, nicht direkt in den Knochen ein, sondern es werden formschlüssige Verbindungen realisiert. Dazu gehören Nageln, Verschraubungen oder auch das Einwachsen von Bindegewebe in gezielt poröse Implantatoberflächen. Abbildung 9 zeigt im Tierversuch eine Grenzfläche zwischen Knochen und Korund, auf der sich Bindegewebe gebildet hat.

Die Herstellungsprozedur folgt den für Korundkeramik üblichen Schritten: Auswahl hochreiner Rohstoffe und Dotanden, gegebenenfalls Nachzerkleinern und Klassieren auf eine enge Korngrößenverteilung im μm -Bereich, Mischen, Sprühtrocknen zur Granulatherstellung, isostatisches Pressen der Rohlinge (z.B. Kugeln und auch Pfannen für Hüftgelenke), mechanische Bearbeitung der Rohlinge, Sintern, mechanische Oberflächenbearbeitung des harten Keramikimplantats und eine minutiöse Kontrolle der Eigenschaften und Oberflächen.

Abbildung 11 zeigt solche (weißen) Korundimplantate. Die Kugeln werden z.B. mit biokompatiblen Kitt auf den Schäften aus einer speziellen Titan-Legierung fixiert. Das gewählte Beispiel verdeutlicht die formschlüssige Befestigung der Pfanne im Knochen durch Nageln mit Korundstiften. Die

Rillen (Schraubengang) auf der Pfannenoberfläche sollen die Grenzfläche zum späteren Bindegewebe vergrößern und den Formschluss unterstützen.

*Zirkondioxid*implantate werden bisher vor allem für Finger- und Zehengelenke eingesetzt (siehe Abb. 10 für Fingergelenke). Sie erobern sich erst langsam auch die Implantation von Knie- und Hüftgelenken, obwohl ihre mechanische Festigkeit und Bruchzähigkeit deutlich größer und der mechanische Verschleiß weitaus geringer als von Korund sind. Die Ursache dafür liegt in den relativ komplizierten Prozessen ihrer Herstellung, die erst nach und nach für größerformatige Implantate beherrscht werden.

Der hohen Bruchzähigkeit von Zirkondioxid-Keramik, die einen plötzlichen Sprödbruch weitgehend ausschließt, liegt ein sehr komplexer Mechanismus der sogenannten Transformationsverfestigung bei hoher mechanischer Belastung zugrunde. Die Zirkondioxid-Kristalle kommen in Abhängigkeit von der Temperatur und dem Druck in unterschiedlichen Kristallmodifikationen vor, die sich in ihrem spezifischen Volumen unterscheiden. Das führt dazu, dass z.B. bei Umwandlung der tetragonalen in die monokline Modifikation im Inneren des Werkstoffs Druckspannungen auftreten. Wird diese Umwandlung nicht kontrolliert, sind die Druckspannungen so hoch, dass der Werkstoff bei diesem Modifikationwechsel zerstört wird. Durch geeignete Dotierungen sowie Temperaturregimes bei der Herstellung kann er jedoch unterdrückt werden. Auf die komplizierten Vorgänge dabei wird hier nicht näher eingegangen.

Die entsprechend dotierten Keramiken sind dann entweder teil- oder vollstabilisiert und werden implantiert. Erst wenn die Implantate beim Patienten entsprechend hoch mechanisch z.B. auf Zug oder Biegung belastet werden, tritt an der belasteten Stelle der Modifikationswechsel auf. Die dabei generierten Druckkräfte schließen in statu nascendi die entstehenden Risse kraftschlüssig. Sie wachsen dadurch nicht weiter, und das Implantat wird nicht zerstört. Abbildung 12 zeigt in einer extrem vereinfachten Skizze, was sich unter Zugbelastung am Rand eines Risses abspielt. Die umgewandelten Zirkondioxid-Teilchen wirken durch Druck der Zugspannung σ entgegen, so dass sich der Riss nicht weiter ausbreiten kann. „2c“ gibt den von der Transformationsverfestigung beeinflussten Werkstoffbereich an. Abbildung 13 verdeutlicht auf einer transmissionselektronischen Aufnahme einer MgO-dotierten ZrO_2 -Keramik die orientiert eingelagerten, abgeplatteten, tetragonalen Kristalle.

Batterien auf der Basis eines Keramikfestelektrolyten

Es geht vor allem um Batterien für Herzschrittmacher. Natürlich werden sie auf der Basis verschiedener Werkstoffe, z.B. von Lithiumjodid (LiJ) produ-

ziert. Hier geht es in einer kurzen Darlegung um solche, deren Grundwerkstoff wieder Al_2O_3 ist.

Keramiken sind normalerweise elektrische Isolatoren, wie bereits eingangs erklärt wurde. Sie enthalten keine freien Elektronen. Sie bestehen aber aus Anionen und Kationen, wobei die kleinen, einwertigen Li^+ , Na^+ - und auch Ag^+ -Kationen schon bei Raumtemperatur im elektrischen Gleichfeld in geringem Umfang diffundieren können. Da sie elektrisch geladen sind, transportieren sie bei diesem Vorgang nicht nur ihre eigene Masse, sondern auch elektrische Ladung. Im Gegenzug müssen zum lokalen Ladungsausgleich auch Anionen im Werkstoff wandern. Beide werden an der Kathode bzw. Anode gesammelt, d.h. gespeichert. Es entsteht die für eine Batterie notwendige elektrische Ladung, die bei Abschaltung des äußeren elektrischen Feldes die abgreifbare Spannung hervorruft. Während es sich bei der bekannten Bleibatterie für Fahrzeuge um einen Flüssigelektrolyten im Inneren handelt, stellt der spezielle Keramikwerkstoff für den getakteten Antrieb eines Herzschrittmachers einen Festelektrolyten dar.

Dabei handelt es sich, wie schon gesagt, um Al_2O_3 , das mit Li_2O dotiert ist. Auf genau 11 Al-Kationen kommt *ein* Na-Kation. Der Werkstoff wird nicht als Korund, sondern als β -Tonerde der chemischen Zusammensetzung $\text{NaAl}_{11}\text{O}_{17}$ bezeichnet. Die Keramik ist biokompatibel. Der spezifische elektrische Widerstand beträgt etwa $200 \Omega \cdot \text{cm}$, also noch relativ hoch; aber schon ausreichend niedrig für die geringe Energie, die die Taktgebung des Herzschrittmachers erfordert. Die Lebensdauer der Batterien beträgt mittlerweile über 10 Jahre, was die Belastung des Patienten durch Wiederholungsoperationen deutlich verringert.

Einige traditionelle Glaserzeugnisse der Pharmazie und Medizintechnik

Der Vollständigkeit halber sollen an dieser Stelle einige bestens bekannte, traditionelle Glaserzeugnisse für die Pharmazie und die Medizintechnik ganz allgemein erwähnt werden. Sie haben keinen direkten Körperkontakt, sondern vielfach einen zu Flüssigkeiten, in der Regel Pharmaka. Deren chemische Zusammensetzung soll sich nicht durch Korrosionsprodukte verändern, und auch eine Beeinflussung durch UV-Strahlung soll weitgehend vermieden werden. Es handelt sich meist um die Anwendung spezieller Gläser als Gefäße wegen ihrer hervorragenden chemischen Beständigkeit, Abriebfestigkeit und UV-Absorption. Die optischen und mechanischen Eigenschaften sind aber auch für den Einsatz als Brillenglas wichtig.

Dazu gehören beispielsweise Ampullen aus braunem Glas. Die Färbung wird dadurch erzielt, dass – anders als bei braunen Bierflaschen – chemisch höchst beständig, farbloses Glas von außen mit einer wenige μm dünnen,

Ag^+ -Kationen enthaltenden Schicht überzogen wird. Durch einen thermischen Prozess unter geeigneter Atmosphäre werden aus den Kationen Silber-Atome. Sie aggregieren bei der erhöhten Temperatur, wodurch sich die Braunfärbung der dünnen Oberflächenschicht ergibt, die keine UV-Strahlung hindurchlässt.

Eine andere Anwendung, bei der es in erster Linie auf die chemische Beständigkeit ankommt, sind Flaschen für Blutserum.

Auch wenn heute für medizinische Spritzen meist Kunststoffe eingesetzt werden, sind Spritzenzylinder und -kolben ein wichtiges Glaserzeugnis. Bei ihnen kommt es, neben den chemischen Eigenschaften, vor allem darauf an, dass sie völlig kreisrund sind und sich der Innendurchmesser des Zylinders nur ganz wenige μm vom Außendurchmesser des Kolbens unterscheiden darf; gerade so viel, dass der Kolben gut im Zylinder gleitet. Wer möchte schon, dass das zu spritzende Serum statt in der Blutbahn des Patienten auf dem Fußboden landet oder dass der Kolben plötzlich im Zylinder klemmt? Der Kalibrierung beider Bauteile kommt hier also große Bedeutung zu.

Zu den Brillengläsern wäre sehr viel zu sagen. An dieser Stelle sei nur auf eine an die Augenschwäche angepasste Brechzahl bei gleichzeitigem Linsenschliff, hervorragende Kratzfestigkeit, ausreichende chemische Beständigkeit und natürlich eine völlig fehlerfreie Herstellung (keine Blasen, Schlieren und Steinchen) hingewiesen. In neuerer Zeit spielen sogenannte fotochromatische Gläser eine Rolle, die bei UV-Strahlung eindunkeln und bei Wegfall derselben wieder aufhellen. Der Effekt der Eindunklung ist bei Kälte (Schnee) bedeutend intensiver als in der Wärme (Sommer). Auch hier spielen Ag^+ -Kationen, jetzt aber nicht als Oxide, sondern als Halogenide, die entscheidende Rolle für den Eindunklungseffekt.

Glasaugen

Für sie bestand besonders nach den beiden Weltkriegen Bedarf, aber auch heute werden sie noch weltweit benötigt. Aufgrund der großen Erfahrung und auch des eher künstlerischen Geschicks der Mundglasbläser in Lauscha im Thüringer Schiefergebirge entwickelte sich dort eine hohe Kunstfertigkeit in der Herstellung von Glasaugen nicht nur für Spielzeug, sondern vor allem für die Menschen. Angepasst an das eine, in der Regel noch vorhandene, gesunde Auge, wird individuell das Glasauge für jede Person, die ein Auge verloren hat, gefertigt. Aufgrund der unterschiedlichen Farbigkeit und Transparenz der verschiedenen Bereiche des Auges werden für Glasaugen unterschiedliche Gläser benötigt.

Welche Anforderungen bestehen an die Gläser für künstliche Augen? Sie kommen mit Tränenflüssigkeit in Berührung. Sie besteht im Mittel zu 98 %

aus Wasser, außerdem NaCl, Glukose, Harnstoff ($\Sigma < 1 \%$) und Proteine (0,20 ... 0,62 %), Lysocym (0,02 ... 0,069 %) sowie fettartige Substanzen der Meibom-Drüsen ($\ll 0,02 \%$). Es ergibt sich ein pH-Wert von $\cong 7,35$, d.h. relativ neutral. Trotzdem müssen alle verwendeten Gläser eine sehr hohe chemische Beständigkeit besitzen, um die glatte Oberfläche zu sichern und damit auch die optische Wirkung. Um die verschiedenen Bereiche des Auges nachbilden zu können, sind spezielle Trüb-, Klar- und Farbgeläser nötig. Da die Herstellung der Glasaugen bei etwa 900 °C erfolgt, was eine Abkühlung nach sich zieht, müssen alle eingesetzten Gläser einen identischen thermischen Ausdehnungskoeffizienten und einen identischen Viskositäts-Temperatur-Verlauf besitzen, damit beim Abkühlen keine Spannungen oder – im schlimmsten Fall – sogar Risse auftreten.

Es werden drei verschiedene Glastypen für den Grundkörper des Auges, die Iris, die Pupille und die Äderchen sowie ein Deckglas benötigt. Es handelt sich um

- Kryolith (Na_3AlF_6)-getrübtes Silikat-Milchglas; beim Abkühlen entstehen μm kleine NaF-Kristalle, die durch optische Streuung die Weißfärbung des Grundkörpers bewirken,
- Alkali-Erdalkali-Silikatglas, das – je nach benötigter Farbe – eingefärbt wird; für jedes Auge werden mindestens drei verschiedene Farben, meist aber deutlich mehr, benötigt; daraus resultieren drei oder mehr getrennt herzustellende Gläser, aber alle mit demselben thermischen Verhalten; es wird für die Iris, die Pupille und die Äderchen benötigt,
- Kristallglas; es deckt Iris und Pupille ab und bewirkt durch seine Brechzahl den von außen wahrgenommenen Glanz des Glasauges, der dem des natürlichen Auges nahe kommt.

Die Herstellung des Glasauges erfolgt vollständig in Handarbeit, wobei vorgefertigte Rohre und Stäbe der entsprechenden Glaszusammensetzungen genutzt werden. Abbildung 14 zeigt die verschiedenen Fertigungsstufen. Oben links ist zu sehen, wie aus einem Milchglasrohr durch Blas- und Ziehvorgänge der Grundkörper entsteht. Der Erfahrung des Glasbläfers ist es zu verdanken, dass die Wirkung des Milchglases am Ende aller thermischen Prozesse so ist, wie es vom Grundkörper des künstlichen Auges erwartet wird. Er muss wissen, dass sich die NaF-Kristalle durch Wärmeeinwirkung über eine gewisse Zeit verändern, was er in seinen Formgebungsprozess einbeziehen muss. Für die Fertigung der Pupille wird dunkles Farbgeläser als Kreis

aufgeschmolzen. Der äußere Teil desselben wird dann mit weiterem Farbglas überdeckt, so dass die (rehbraunen, grünen, blauen, grauen ...) Farbeffekte der Iris entstehen, siehe unten links. Es folgt das Aufschmelzen der roten Äderchen auf den Grundkörper (oben rechts). Alle Farbgläser für die Iris und die Äderchen werden vor dem Aufschmelzen zu dünnen Fäden ausgezogen. Es schließt sich die nochmalige Erwärmung des gesamten Halbzeuges an, um die dünne Deckglasschicht aus Kristallglas aufzubringen und dem bisher kugelrunden Halbzeug die endgültige Form zu geben. Außerdem wird der Spieß entfernt, an dem bisher der Glasbläser das Halbzeug für die verschiedenen Schmelz- und Umformungsvorgänge gehalten hat. Auch diese Stufe zeigt das Bild oben rechts. Darunter sind dann zwei Glasaugen mit unterschiedlich gefärbter Iris und mehr oder weniger ausgeprägten Äderchen zu sehen.

Häufig reisen die Glasaugenhersteller mit dem Arbeitsgerät zu ihren Kunden, um vor Ort die Augen endgültig farbig sowie in Größe und Form anzupassen. Dazu greifen sie auf vorgefertigte Teile zurück.

Implantate aus mikrostrukturiertem Glas

Es wird ausgenutzt, dass nahezu alle Gläser biokompatibel sind und dass mit abnehmenden Dimensionen die mechanische Festigkeit des Glases steigt, wie eingangs bereits gezeigt wurde. Trotzdem existieren nach wie vor Vorbehalte gegen Glas als Implantatmaterial, die aber hoffentlich schrittweise abgebaut werden können. Die Mikrostrukturierung des Glases kann auf verschiedenen Wegen erfolgen, z.B. durch Säureätzen und Mikrosandstrahlen (beides unter Verwendung mikrostrukturierter Masken), durch Laserbehandlung oder durch UV-Strahlungs-unterstützte Mikrolithografie. Auf Letzteres soll kurz und extrem vereinfacht näher eingegangen werden.

Man muss ein Spezialglas herstellen, das in seinen Hauptbestandteilen aus SiO_2 , Al_2O_3 , Li_2O , Na_2O und K_2O besteht. Als Dotanden enthält es Ag_2O , Ce_2O_3 , Sb_2O_3 und SnO . Das Glas ist so zusammengesetzt, dass sich nach UV-Bestrahlung aus den Ag^+ -Kationen die gewünschten Ag-Atome bilden. Durch thermische Behandlung wenig oberhalb der Transformationstemperatur des Glases diffundieren die elektrisch neutralen Silberatome relativ leicht im Glas und bilden unter geeigneten Bedingungen etwa 4 – 8 nm kleine Kristalle. Diese wirken als Keime für das Wachsen der Kristallphase Li_2SiO_3 . Diese Kristalle besitzen eine größere Löslichkeit in Flusssäure HF als die sie umgebende Glasphase. Wenn man nun eine Scheibe aus dem Spezialglas durch eine Maske hindurch einer UV-Strahlung aussetzt, dann entstehen nur dort, wo die Strahlung die Löcher und Schlitze in der Maske passieren konnte, bei Erwärmung die Silber-Keime, nur dort wachsen die Kris-

talle und nur dort können sie weggelöst werden. Das bedeutet, dass man die Öffnungen in der Maske als Löcher und Schlitzte bzw. Kanäle in das Glas übertragen kann. Wenn die Maske mikrostrukturiert ist, gilt dann dasselbe für die Glasscheibe. Abbildung 15 zeigt das stark vereinfachte Schema für die Mikrostrukturierung der Glasscheibe mit UV-Unterstützung. Das angegebene Reaktionsschema enthält mit der Bezeichnung e^- sogenannte Fotoelektronen, die durch die UV-Strahlung einer Wellenlänge $\lambda = 300 - 320$ nm vom 3wertigen Cerium-Kation abgespalten werden. Es wandelt sich in ein vierfach positiv geladenes Cerium-Kation um. Das Fotoelektron selbst wird vom einwertigen Silberkation eingesammelt, wodurch dieses in atomares Silber umwandelt. Die günstigen Temperaturen für die thermische Behandlung richten sich nach der exakten Glaszusammensetzung, ebenso die Bedingungen für das Lösen der Kristalle durch Flußsäure. Dabei müssen die gesetzlich vorgeschriebenen Arbeitsschutz-Vorschriften strikt eingehalten werden.

Nicht als Implantat, aber für die Labor- und Medizintechnik, können auf diese Weise hergestellte Mikrotiterplatten eingesetzt werden. Ebenso eignet sich das Verfahren für die Herstellung von Glasbauelementen zur Bestimmung der Bestandteile des Blutes, wobei diese im elektrischen Gleichfeld (Elektroosmose) eine unterschiedliche Geschwindigkeit für ihre Bewegung besitzen. Um diese generell zu verringern, bewegt sich das Blut durch eine Schikanestrecke, wie sie in Glas durch Mikrostrukturierung sehr gut ausgeführt werden kann. Abbildung 16 zeigt dafür ein Beispiel. Der Kanal und die Säulen sind monolithisch aus einer Spezialglasscheibe nach der eben beschriebenen Methode herausgearbeitet. Das wabenartige Muster auf den Säulen zeigt an, wo vorher die Kristalle im Glas fixiert waren. Natürlich wird der Kanal mit einem Deckel versehen, der Öffnungen für die Flüssigkeit und die Elektroden besitzt.

Aufgrund seiner streng linearen Spannungs-Dehnungs-Kurve (Hooke'sches Verhalten) und der Abhängigkeit der Elastizität von den Dimensionen der Glasbauelemente ist es beispielsweise auch möglich, die Gehörknöchelchen Hammer, Amboss und Steigbügel durch mikrostrukturiertes Glas zu ersetzen, und zwar „in einem Stück“. Es handelt sich um eine intelligente Kombination entsprechend dimensionierter Federn (siehe Abb. 17). Das Implantat hat eine Kantenlänge von etwa 1 cm. Obwohl im Tierversuch nachgewiesen werden konnte, dass es biologisch, akustisch und mechanisch alle Anforderungen erfüllt, ist es für den Menschen noch nicht zugelassen. Die Vorbehalte gegenüber Glas sind eben doch sehr hoch.

Vertiefende Literatur

- Hülsenberg, D.; Harnisch, A. & A. Bismarck (2008): *Microstructuring of Glasses*. Springer-Verlag. Berlin, Heidelberg, New York.
- Nölle, G. (1997): *Technik der Glasherstellung*. 3. Auflage. Deutscher Verlag für Grundstoffindustrie. Stuttgart.
- Rawson, H. (1980): *Properties and Application of Glass*. *Glass Science and Technology* 3. Verlag Elsevier. Amsterdam, Oxford, New York.
- Vogel, W. (1992): *Glaschemie*. 3. Auflage. Springer-Verlag. Berlin, Heidelberg, New York.

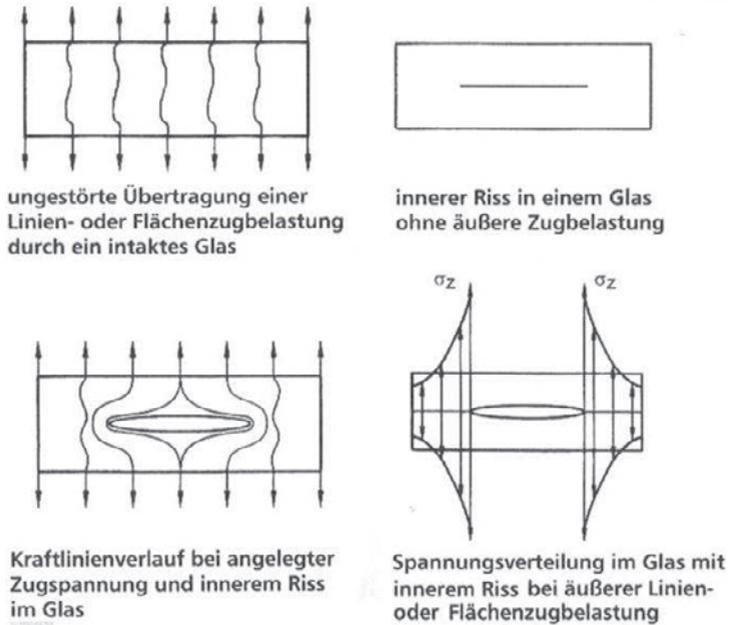


Abbildung 1: Entstehung von Spannungsspitzen im Glas.

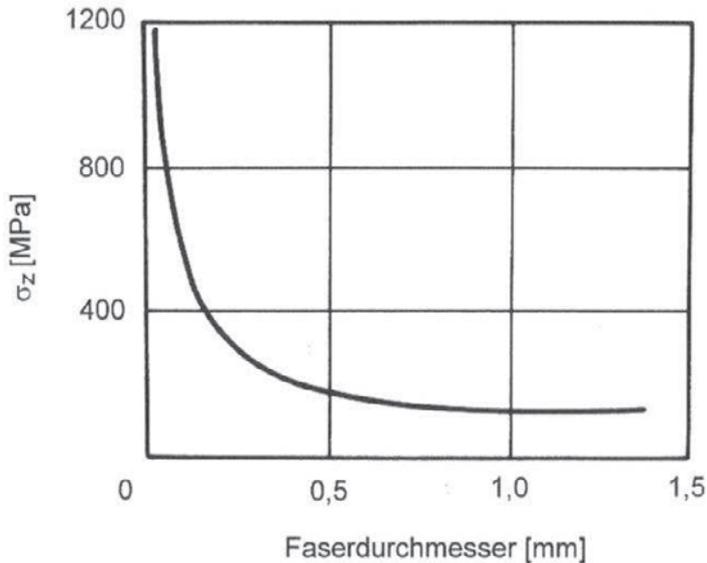


Abbildung 2: Exponentielle Erhöhung der Festigkeit von Glas bei Verringerung des Durchmessers vom Stäbchen bis zum Faden.

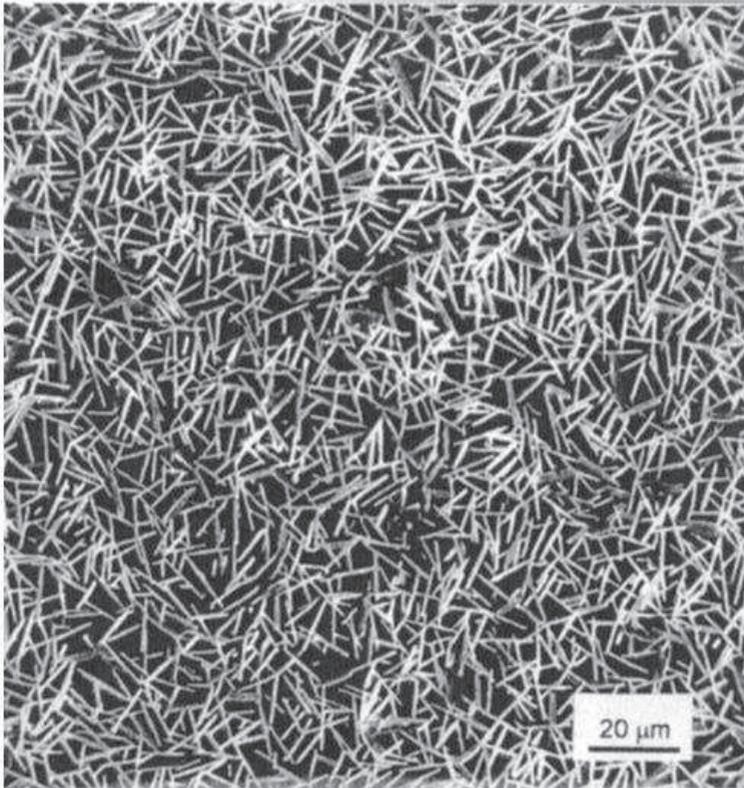


Abbildung 3: Glas der Zusammensetzung [Masse-%] $50,4 \text{ SiO}_2 - 28,1 \text{ Al}_2\text{O}_3 - 12,0 \text{ MgO} - 3,3 \text{ Na}_2\text{O} - 3,1 \text{ K}_2\text{O}$ und $3,0 \text{ F}^-$ nach partieller Kristallisation bei 980°C , 1 Std. Es entstehen Glimmerkristalle (Höland, W.; Frank, M.; Carl, G. & W. Vogel (1982)).



Abbildung 4: Vorstufen für Glaskeramikkronen.

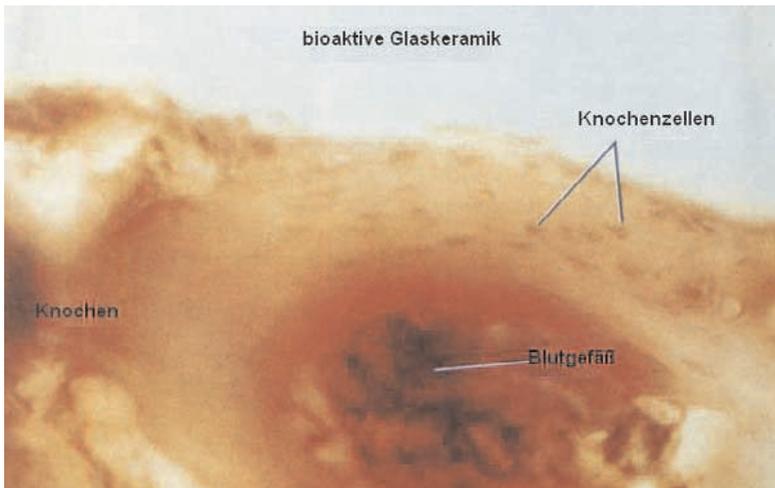


Abbildung 5: Knochen–Bioverit–Verbund nach 8 Wochen Liegezeit im Tierversuch (lichtmikroskopische Aufnahme nach Alizarinanfärbung, angefertigt von Dr. J. Gummel).



Abbildung 6: Mikrostruktur von IPS Empress®-Glaskeramik. Die Leucit-Kristalle sind sphärolithisch gewachsen. (Höland, W. & G. Beall (2002).)

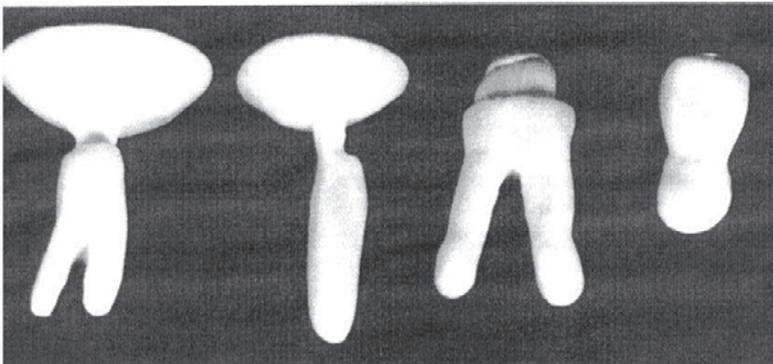


Abbildung 7: Zahnwurzelimplantat-Rohlinge aus maschinell bearbeitbarer, hoch bioaktiver Glaskeramik, nach dem Schleuderverfahren hergestellt (Doz. Dr. R. Pinkert, Medizinische Akademie Dresden).

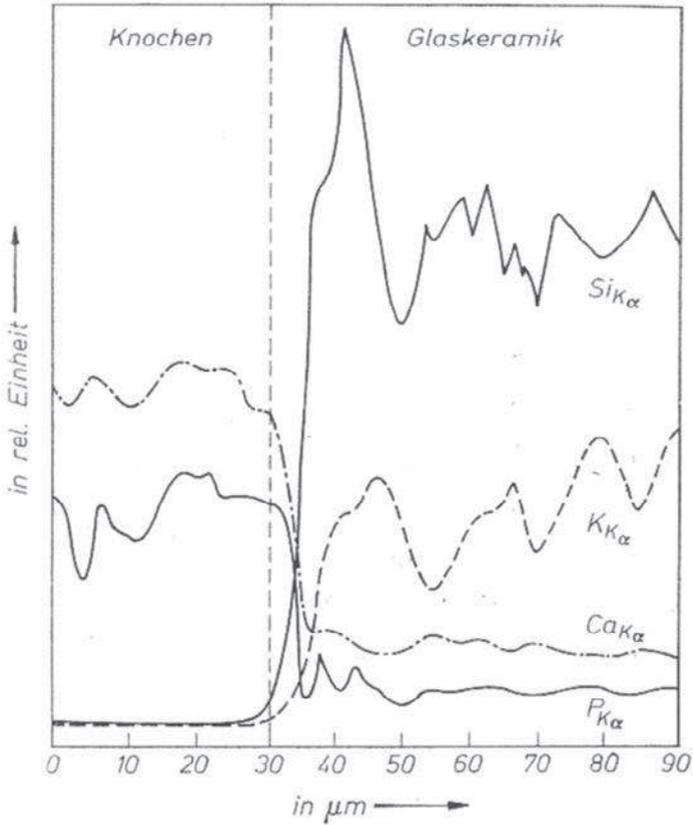


Abbildung 8: Röntgenintensitätsprofile in der Grenzschicht der Verwachsungszone Knochen–Bioverit für $Si_{K\alpha}$ -, $K_{K\alpha}$ -, $Ca_{K\alpha}$ - und $P_{K\alpha}$ -Strahlung (Vogel, W. (1992); [Bild 10.68]).



Abbildung 9: Knochen–Sinterkorund–Verbund nach 16 Wochen Liegezeit des Implantates im Tierversuch. Das Implantat ist durch eine Bindegewebsschicht eingekapselt und – obwohl biokompatibel – nicht mit dem Knochen verwachsen (lichtmikroskopische Aufnahme nach Alizarinanfärbung, angefertigt von Dr. J. Gummel).

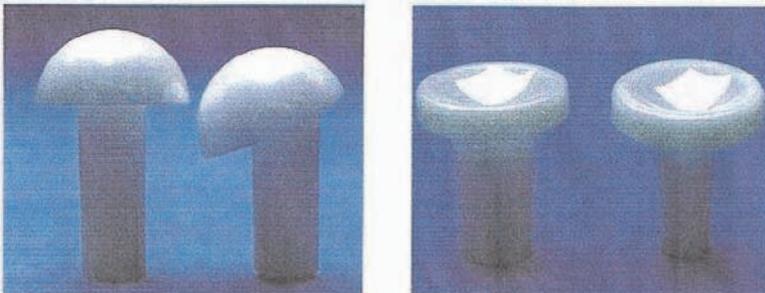


Abbildung 10: Proximales Fingergrundgelenk (rechts um 30° gekippt, links) und distales Fingergrundgelenk (rechts), beide mit Streckzylinder; Hersteller Moje Keramik-Implantate.

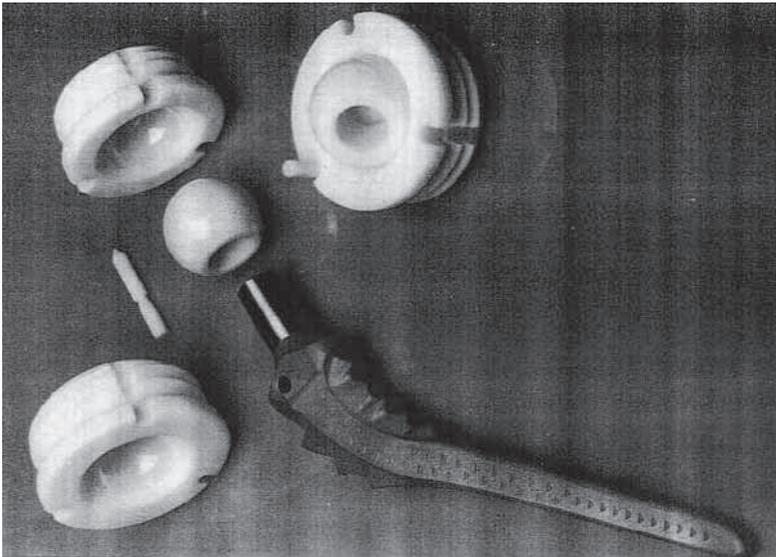


Abbildung 11: Hüftendoprothese aus Korundkeramik, bestehend aus einer zylindrischen (mit Gewinde und Aussparungen für die Nägel versehenen) Pfanne, einer Kugel und Nägeln. Der Schaft besteht aus einer Titan-Legierung.

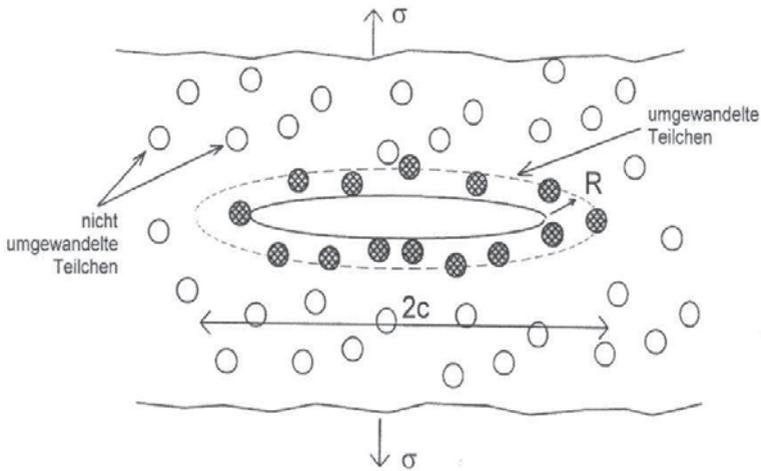


Abbildung 12: Schema der Transformationsverfestigung.

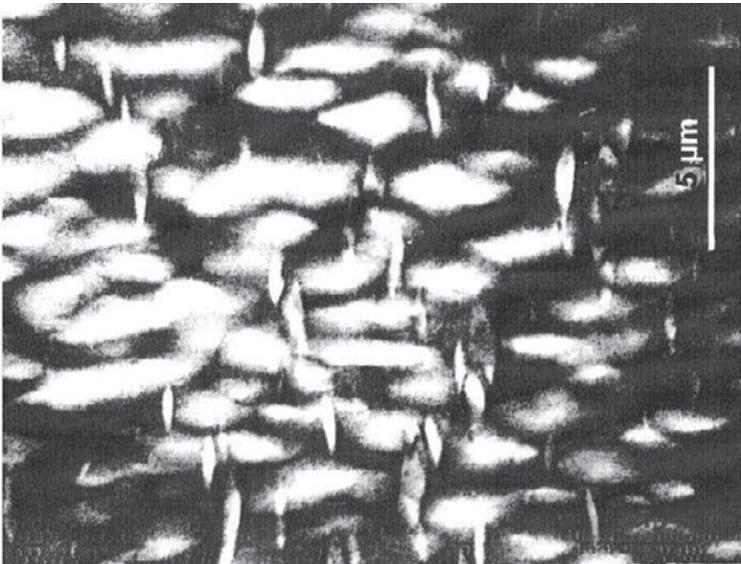


Abbildung 13: Transmissionselektronenmikroskopische Aufnahme einer MgO-dotierten ZrO₂-Keramik mit orientierten, abgeplatteten Teilchen von tetragonalem ZrO₂.

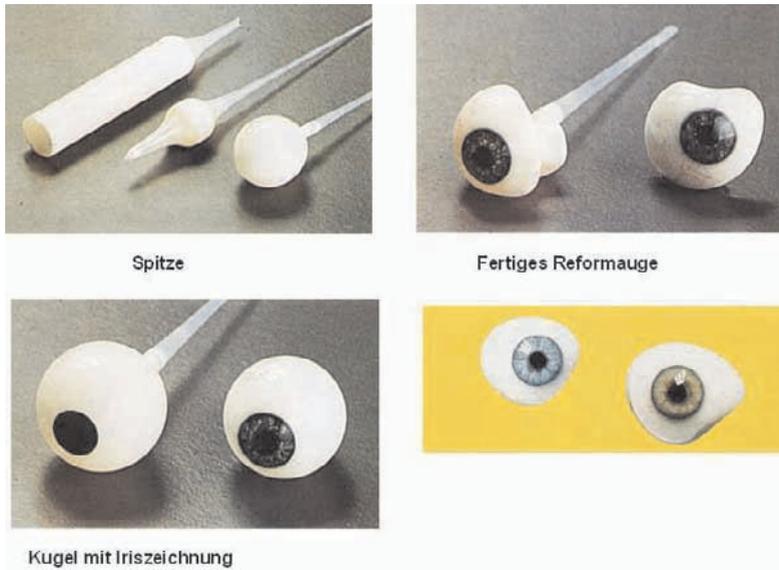


Abbildung 14: Stufen auf dem Wege zum Glasauge.

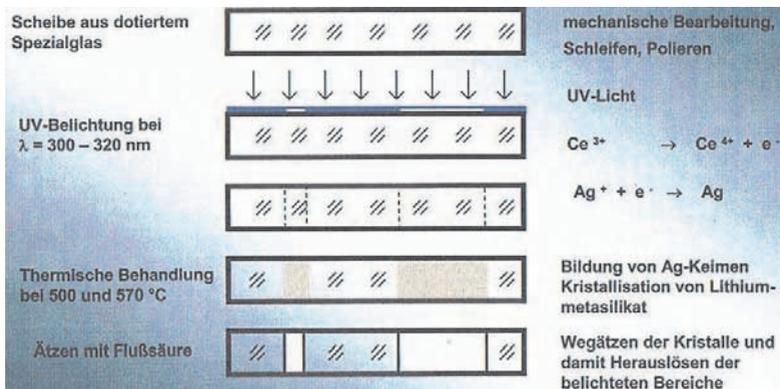


Abbildung 15: Mikrostrukturierung von UV-sensiblen Glas.

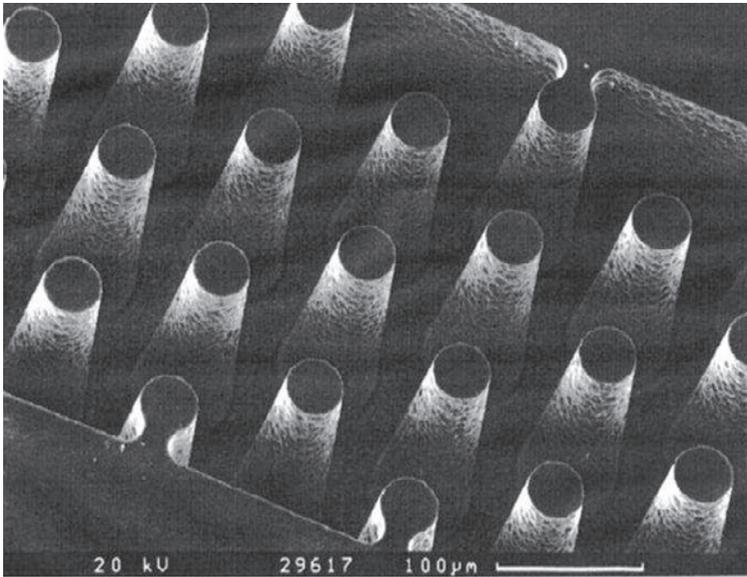


Abbildung 16: Separationsstrecke in Glas für die Blutanalyse.

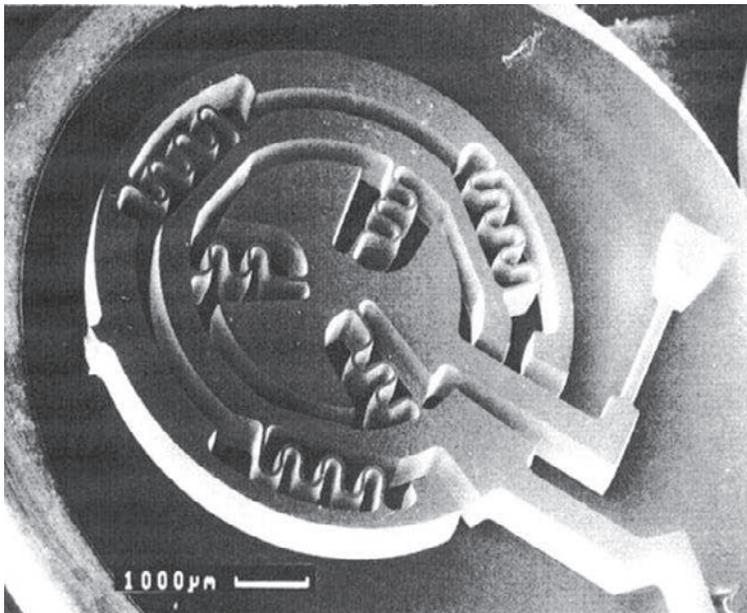


Abbildung 17: Mittelohrimplantat aus mikrostrukturiertem Glas.

Zwischen Mystik und Revolution - Zum Selbstverständnis des Reformators Thomas Müntzer*

von HAGEN JÄGER

Vorwort

In Luthers *lieber Stadt* über Thomas Müntzer zu sprechen, bedarf nicht unbedingt einer Rechtfertigung. Wer stadthistorisch interessiert ist, weiß, dass es manche Verbindungen der Stadt Eisenach und ihrer Umgebung mit dem Thüringer Bauernaufstand und damit auch mit Thomas Müntzer gibt. Er hat einen Brief an den vor Eisenach lagernden Werrahaufen geschrieben, ebenso einen an den Rat der Stadt, in dem er sich heftig darüber beschwerte, dass der die Führer des Haufens gefangen setzen und seine Kasse beschlagnahmen ließ. Im überlieferten Briefwechsel Thomas Müntzers gibt es auch ein Schreiben des Wenigenlupnitzer Pfarrers Georg Witzel, in dem er Müntzer vor Gewaltanwendung in der Durchsetzung seiner Ziele abzuhalten sich bemühte.

Dennoch ist eine Annäherung an Thomas Müntzer für uns heute nicht so einfach. Sein Bild ist bereits seit seinem Tode verzeichnet. Für Martin Luther war er schlicht der *Satan von Allstedt*. Nicht viel besser fiel Philipp Melanchthons Urteil über ihn aus. Erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts hat sich Gottfried Arnold in seiner „Unpartheyischen Kirchen - und Ketzehistorie“ um ein vertiefteres Verständnis des gescholtenen Reformators bemüht und dabei sogar eine Schrift von ihm wieder abdrucken lassen. Im 19. und 20. Jahrhundert bemächtigte sich seiner die sozialistische bzw. kommunistische Ideologie des Marxismus. Aus dem *Satan von Allstedt* wurde der revolutionäre Volksführer des 16. Jahrhunderts schlechthin und damit auch der heroische Gegner des Fürsteneckts Martin Luther, der leichtfertig die Sache des Volkes an die Mächtigen seiner Zeit verraten hat. Thomas Müntzer, der Reformator, der Theologe und Seelsorger geriet dabei völlig aus dem Blick, ja störte im Grunde nur das Phantasiebild auf den Fünfmarscheinen der DDR-Notenbank. Andererseits darf aus diesen Beobachtungen nicht geschlossen werden, dass sich die marxistische Geschichtswissenschaft nicht doch um ein breiteres und differenzierteres Bild von Thomas Müntzer bemüht hat.

Ich möchte im Rahmen dieses Vortrages versuchen, Ihnen Leben und Werk Thomas Müntzers im Blick auf die Entwicklung seiner Persönlichkeit, besonders seines Selbstverständnisses, zu skizzieren. Mehr kann das nicht sein, denn dabei müssen sehr viele wichtige Aspekte ausgeblendet bleiben, die der Gegenstand spezieller Untersuchungen und Studien wären und hoffentlich künftig

* Vortrag am 26. April 2008 zur 87. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Eisenach.

auch sein werden. Hierbei muss ich von bestimmten kirchengeschichtlichen und theologischen Aspekten ausgehen, ohne die der Theologe und der Revolutionär Thomas Müntzer unverständlich bleiben. Dass er sich als Theologe und Reformator verstanden hat, der am Ende zum Revolutionär wurde, zeigt schon der flüchtige Blick auf seine Druckschriften und Briefe, die auf eine Fülle von Bibelzitate anspielen, sie zitieren, auslegen oder zur Bekräftigung vorgetragener Gedanken herangezogen werden. Dabei wird allerdings deutlich, dass sich Thomas Müntzer einer Auslegungsmethode bedient hat, die von der Martin Luthers und der Wittenberger Reformatoren sehr verschieden war.

Die folgenden Ausführungen werden in einer gewissen chronologischen Abfolge Thomas Müntzers Lebensgang mit Blick auf die Entwicklung seiner Gedanken und seines Selbstverständnisses in drei Abschnitten darstellen. Der erste soll die Zeit von seiner Geburt bis zu seiner Prager Mission, der zweite die Allstedter und Mühlhäuser Zeit und der dritte sein Ende vor Frankenhausen skizzieren.

Von Stolberg nach Prag

Über das Herkommen und die Jugend Thomas Müntzers lassen sich nur Mutmaßungen anstellen. Er hat sich in seinen Briefen und Druckschriften Thomas Müntzer von Stolberg genannt. Daraus kann man schließen, dass er in Stolberg am Harz geboren wurde. In dem frühesten Selbstzeugnis, seinem Eintrag in die Matrikel der Universität Leipzig von 1506, nennt er sich aber *Thomas Munczer de Quedlinburck*.¹ Ist dieser Eintrag so zu werten wie der Martin Luthers, dessen Name in den Matrikeln der Erfurter Universität lautet *Martinus luder ex mansfelt*, obwohl er nicht in Mansfeld, sondern in Eisleben geboren wurde? Im Eintrag in die Matrikel der Universität Frankfurt (Oder) von 1512 schreibt er dann jedoch *Thomas Münczer Stolbergensis*.² Im Allgemeinen wird heute Stolberg als sein Geburtsort angenommen. Er muss dort zwischen 1489 und 1490 zur Welt gekommen sein, vielleicht um den 21. Dezember, dem Tag des Heiligen Thomas. Doch das sind Vermutungen. Auch über seine Eltern weiß man wenig. Sie haben wahrscheinlich über einen gewissen Wohlstand verfügt, denn sie ließen ihren Sohn Thomas eine Lateinschule besuchen, die ihn für ein späteres Universitätsstudium qualifizierte. In seinen nachgelassenen Schriften findet sich das Konzept eines Briefes an den Vater, in dem es um Erbstreitigkeiten geht. Der Vater wollte offenbar dem Sohn sein mütterliches Erbe vorenthalten, weil er Angst hatte, er besäße mit seinem eigenen Vermögen keine ausreichenden

¹Quellen zu Thomas Müntzer, Bearbeitet von Wieland Held und Siegfried Hoyer, In: Thomas – Müntzer – Ausgabe, Kritische Gesamtausgabe Band 3, Leipzig 2004, Nr.2, S. 36.

² ebd. Nr.3; S. 37.

de Lebensgrundlage. Dann verliert sich auch die Spur des Vaters, denn es ist umstritten, ob der in einem Brief vom 3. September 1524 genannte *vater* wirklich Thomas Müntzers Vater ist, den sein Famulus Ambrosius Emmen von Allstedt mit nach Mühlhausen bringen sollte.

Thomas Müntzers Bildungsgang ist nicht mehr rekonstruierbar. Er hat nach dem Abschluss der Lateinschule wahrscheinlich seine Studien in Leipzig 1506 begonnen, dann das Studium aus unbekanntem Gründen abgebrochen, um eine gewisse Zeit in Halle als Collaborator, als geistliche Hilfskraft im Kirchen- oder Schuldienst, zu wirken, wo er ein erstes *verbuntnus* gemacht hat gegen Bischof Ernst.³ 1512 studierte er jedoch wieder an der Universität Frankfurt (Oder). Eine Urkunde von 1514 nennt ihn ... *dominum Thomam Munther Halberstadensis dyocesis presbiterum*.⁴ Er besaß zu dieser Zeit also bereits die Priesterweihe. Über die Gründe, die ihn bewogen haben, eine geistliche Laufbahn einzuschlagen, erfahren wir nichts. Im sogenannten „Prager Manifest“ von 1521 schrieb er, offenbar auf seinen Bildungsgang rückblickend, dass er nach einem *höcher unterricht ... des heyligen unuberwintlichen christenglaubens* strebte.⁵ Er muss also schon früh von einem tiefen religiösen Ernst ergriffen gewesen sein, einem Ernst, der ihn dann sein Leben lang umgetrieben hat. In Frankfurt (Oder) erwarb er vermutlich um 1515 den akademischen Grad des Magisters der Freien Künste. Inwieweit er dann noch Theologie studiert hat, ist unbekannt. Einen akademischen Grad der theologischen Fakultät besaß er offenbar nicht. Doch hat sich Thomas Müntzer im Selbststudium intensiv in die Theologie eingearbeitet, wovon u.a. seine Briefe und Schriften, aber auch Randbemerkungen in einem ihm gehörenden Exemplar der Werke Tertullians zeugen. An theologischen Büchern war Thomas Müntzer sehr interessiert, und er stand mit verschiedenen Buchhändlern im Kontakt, die ihm seine Literaturwünsche erfüllen sollten.

1516 hat Thomas Müntzer auf jeden Fall die Universität verlassen. Im August war er bereits Probst am Kanonissenstift Frose. Hier hatte er die Kanonissen geistlich zu betreuen, d.h. er nahm ihnen die Beichte ab und zelebrierte die Messe. In Frose hat er sich neben seinen Amtsaufgaben mit liturgischen Fragen auseinander gesetzt und vermutlich Kinder wohlhabender Bürger unterrichtet. Ob während seiner Tätigkeit bei den Kanonissen in ihm erste Zweifel an der spätmittelalterlichen Frömmigkeit reiften, kann man nur vermuten. Aufhorchen lässt einen die Anrede an Thomas Müntzer in einem Brief von Hans Pelt vom

³ Bekenntnis und Widerruf, Punkt 10, In: Thomas Müntzer, Schriften und Briefe, Kritische Gesamtausgabe. Unter Mitarbeit von Paul Kirn, Herausgegeben von Günther Franz, Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte Band XXXIII, Gütersloh 1968 (abgekürzt MSB), S. 548f.

⁴ MSB, S. 553.

⁵ MSB, S. 491.

25. Juli 1517. Der Halberstädter Bürger nennt ihn hier *vorfolger der unrechtfertigkeit*.⁶ Meint er damit Verfolger derer, die ungerechtfertigt sind, die ihre Rechtfertigung vor Gott z.B. im Ablass suchten? Ein Verfolger ist Thomas Müntzer während seines weiteren Lebens geblieben, ein Verfolger falschen Glaubens und einer heuchlerischen, veräußerlichten Kirchlichkeit. Zeigt sich also schon in diesem frühen Zeugnis über ihn sein unruhiger Geist, der bald die ganze bestehende kirchliche und weltliche Ordnung aus den Angeln heben will? Mit Fragen des Ablasswesens wurde Thomas Müntzer im Sommer 1517, noch vor Martin Luthers Thesenanschlag, durch einen Brief des Rektors der Braunschweiger Martinsschule konfrontiert. Dass dieser überhaupt an ihn so ein Schreiben gerichtet hat, zeugt davon, dass er Thomas Müntzer für kompetent hielt, auf seine vorsichtigen Fragen einzugehen.

Wann Thomas Müntzer das Kanonissenstift Frose wieder verlassen hat, ist nicht bekannt. In seinem Nachlass finden sich Notizen zu einer Vorlesung, die er im Wintersemester 1517/18 in Wittenberg besucht hat.⁷ Wahrscheinlich ist Thomas Müntzer bereits in Frose mit Martin Luthers Thesen und den dann folgenden Schriften zum Ablassstreit bekannt geworden, und so wollte er auch den Mann sehen und erleben, der für einen solchen Aufruhr in der Kirche sorgte. Er sympathisierte mit Luther, wurde wenigstens den Anhängern Luthers in Wittenberg bekannt, denn der Lutherschüler Franz Günther holte ihn Anfang 1518 zu seiner Vertretung als Prediger nach Jüterbog. Hier trat Thomas Müntzer in der Überzeugung auf, Anhänger Martin Luthers zu sein. Die einzige Quelle über seine Wirksamkeit in Jüterbog sind die Äußerungen seiner Gegner, der dortigen Franziskaner, die sich über ihn bei verschiedenen kirchlichen Stellen beschwerten.⁸ Martin Luther bekam Kenntnis der Beschwerden und verteidigte seinen Jüterboger Anhänger.

Es ist nicht bekannt, wann Thomas Müntzer seine Predigtstätigkeit in Jüterbog beendete. Sein Weg führte ihn zunächst nach Orlamünde, vielleicht auf die Anregung Andreas Karlstadts hin. Hier hat er sich, wenn man einem späteren Zeugnis trauen kann, mit den Predigten des Mystikers Johannes Tauler beschäftigt, die auf seine geistig-religiöse Entwicklung einen nicht unerheblichen Einfluss ausgeübt haben. Darauf werde ich später noch eingehen. Einigermaßen gesichert ist, dass Thomas Müntzer Ende Juni 1519 Zuhörer bei der Leipziger Disputation zwischen Johann Eck auf der einen und Martin Luther und Andreas

⁶ MSB, S. 349.

⁷ Siehe hierzu: Ulrich Bubenheimer: Thomas Müntzer und der Humanismus. In: Der Theologe Thomas Müntzer, Untersuchungen zu seiner Entwicklung und Lehre. Herausgegeben von Helmar Junghans, Berlin 1989, S. 307f.

⁸ Siehe hierzu: Quellen zu Thomas Müntzer ..., Nr.5, Flugschrift der Jüterboger Franziskaner gegen die in der Stadt predigenden Lutheraner (u.a. Thomas Müntzer), S. 39ff.

Karlstadt auf der anderen Seite war.

Er nahm von Wittenberg, der Taulerlektüre in Orlamünde und der Leipziger Disputation eine Fülle von Anregungen für sein weiteres Denken mit. Besonders seit Leipzig muss ihn die Frage umgetrieben haben, wann denn nun die Entartung der Kirche eingesetzt und begonnen hat. Sie wird ihn in den nächsten Jahren immer wieder beschäftigen, so wie auch das Bemühen um eine Rückführung der Christenheit in die Unschuld und Frömmigkeit der urchristlichen bzw. apostolischen Gemeinde.

Doch bevor Thomas Müntzer wieder vor einer größeren Öffentlichkeit auftrat und wirkte, verschwand er für einige Monate im Kloster Beuditz bei Weißfels, wo er sich weiteren theologischen Studien neben der geistlichen Betreuung der Nonnen widmete. In seinem Nachlass findet sich der Brief der Beuditzer Nonne Ursula, in dem sie sich darüber beschwerte, dass er *den schoonen meydlein ... kirchweich* – Geschenke gekauft hat.⁹ Der Brief, den sie an ihren bereits in Zwickau wirkenden ehemaligen Beichtvater schrieb, ist rätselhaft, weil man die genauen Hintergründe nicht kennt. Auffallend ist aber die Erwähnung zweier mystischer Autoren, Heinrich Seuses und Johannes Taulers. Beide wurden offenbar im Kloster Beuditz gelesen, und es kann mit Sicherheit davon ausgegangen werden, dass sie Thomas Müntzer gut gekannt hat.

Heinrich Seuse und Johannes Tauler waren Dominikanermönche, die beide im ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts geboren wurden. Beide haben in je unterschiedlicher Weise wichtige Anregungen von Meister Eckhart aufgenommen. Ihre Persönlichkeiten und ihre Werke verbindet man mit einer wichtigen theologischen und kirchlichen Strömung des 14. Jahrhunderts, der Deutschen Mystik. Sie wirkte besonders in Dominikanerklöstern, aber auch in verschiedenen Laienbewegungen der Zeit, wie den Beginen und Begharden. Die Mystiker thematisierten in ihren Predigten und Traktaten sehr häufig die Vereinigung der menschlichen Seele mit Gott bzw. mit Christus. Meister Eckhart ging von einem Seelengrund oder einem Abgrund der Seele aus, aus dem der Mensch alles Sinnliche, aber auch alle intellektuellen Eindrücke verbannen soll, dass er erfüllt werden kann von Christus, dass Christus in der Seele geboren und damit der Mensch vergottet wird. Das gelingt jedoch nur mit Hilfe der Gnade Gottes und, wenn jener Seelengrund leer wird von allem Menschlich-Kreatürlichem, also in der wahren Gelassenheit. Der Mensch wird dann aus Gnade, was Christus von Natur aus ist – Gott. Mit dem Leer- und Bereitwerden des Seelengrundes für die Geburt Christi in ihm ist oft Leiden verbunden, körperliches und seelisches. Besonders eindrücklich beschreibt dieses Heinrich Seuse in seiner Autobiographie. Sein Leiden bestand in körperlicher Askese, aber vor allem

⁹ MSB, S. 356.

auch in seelischem Leid, wie der Verachtung durch seine Umwelt und in einem scheinbar äußerlichen Scheitern. Mit diesen Leidenserfahrungen verbanden sich für Seuse allerhand Visionen, die ihn stärkten und ermunterten, das Ziel, die wahre Gelassenheit, nicht aus den Augen zu verlieren. Dies begegnet uns auch bei Thomas Müntzer. Er hat viele Impulse für sein Handeln, aber auch für das Verstehen seines eigenen Lebens aus der Deutschen Mystik aufgenommen.

Nach dem kurzen Beuditzer Zwischenspiel ging Thomas Müntzer nach Zwickau, wo er am 17. Mai 1520 seine erste Predigt in der Marienkirche hielt. Er übernahm zunächst die Vertretung des beurlaubten Pfarrers Johannes Sylvius Egranus. Dieser, ein der Reformation zugeneigter, jedoch stärker vom Humanismus als von Luther geprägter Prediger, hatte sich einen Bildungsurlaub erbeten und erhalten. In Zwickau, einer wirtschaftlich aufstrebenden damaligen Großstadt, fand Thomas Müntzer genau das richtige Betätigungsfeld für seine reformatorische Predigt, und zunächst vor allem die uneingeschränkte Unterstützung durch den Stadtrat. Er griff sofort von der Kanzel sehr aggressiv die dortigen Franziskaner an und setzte ihrem auf fromme Werke gegründeten Heilsweg das Evangelium entgegen. Doch trat dazu noch ein weiterer Gedanke, der seine Polemik künftig bestimmten sollte. Er machte nun ganz allgemein Mönche und Nonnen, aber auch die kirchliche Hierarchie für den Verfall der Kirche verantwortlich.

In der zweiten Oktoberhälfte 1520 nahm Egran seine Predigtstätigkeit an der Marienkirche wieder auf. Thomas Müntzer wechselte an die Katharinenkirche. Zwischen beiden ist es in den folgenden Monaten zu würdelosen Streitereien und Auseinandersetzungen gekommen. Thomas Müntzer sah in dem gelehrten Humanisten und glänzenden Prediger im Grunde nur einen theologischen Schaumschläger, der sich zwar mit den Federn eines Reformators schmückte, aber nicht bereit war, die Sache des Evangeliums mit dem gebotenen Ernst und ganzem Einsatz bis zum Leiden zu vertreten. Egran sah in Müntzer einen verrückten Fanatiker, der sich mit Visionären und Laien umgab und wenig von theologischer Gelehrsamkeit hielt. Dies führte in den folgenden Monaten zu einer gewissen Polarisierung in Müntzer- und Egrananhänger. Am Ende haben sie beide Zwickau verlassen, Johannes Egran freiwillig, Thomas Müntzer fluchtartig, wobei des letzteren Weggang mit allerhand Tumulten der Tuchknappen verbunden war.

Die Tuchknappen gehörten vornehmlich zu Thomas Müntzers Predigthörern in der Katharinenkirche. Er kam in seiner neuen Wirkungsstätte in näheren Kontakt zu den unteren Bevölkerungsschichten Zwickaus, und er lernte ihre Nöte kennen. Diese Erfahrung muss ihn nachhaltig geprägt haben. Er fand unter ihnen Menschen mit einem tiefen Glauben und Gottvertrauen, aber auch Visionäre und Propheten, die sich einer unmittelbaren Verbindung mit Gott rühmten. Einer dieser Zwickauer Propheten war Nicolaus Storch. Über die In-

halte seiner Lehren und Offenbarungen weiß man nicht viel. Doch muss Nicolaus Storch die Fähigkeit besessen haben, Menschen zu beeindrucken, so auch Thomas Müntzer. Ihm hat die Begegnung mit Nicolaus Storch durchaus neue Impulse gegeben. Vielleicht empfing er von ihm wichtige Anregungen für seine Geisttheologie, vielleicht aber half er ihm auch zu einer gewissen, seine Eigenständigkeit bewahrenden Abgrenzung von den Gaben des Zwickauer Propheten. In späteren Äußerungen wird er sich nicht mehr auf Nicolaus Storch beziehen.

Rückblickend auf seine Zwickauer Zeit ist zu bemerken, dass Thomas Müntzer hier erstmalig eine recht beachtliche Tätigkeit als reformatorischer Prediger entfalten konnte. Er sah sich selbst 1520/21 noch als Reformator im Gefolge Martin Luthers. Seinen Brief an Martin Luther vom 13. Juli 1520 unterschrieb er: *Tomas Munczer quem genuisti per evangelium* – Thomas Müntzer, den Du geboren (gezeugt) hast durch das Evangelium.¹⁰ Der theologische Differenzierungsprozess zwischen ihm und den Wittenbergern hat hier noch nicht eingesetzt, deutet sich jedoch an.

Den Fehlschlag seiner Zwickauer Tätigkeit hat Thomas Müntzer nicht so tragisch gesehen, wie man vielleicht vermuten könnte. Er verstand ihn als Leiden für das Evangelium, durchaus auch als Leiden in seinem Bemühen um die Gelassenheit und Christusförmigkeit. Er suchte ein neues Betätigungsfeld und fand es in Prag. Böhmen führte seit der Hussitischen Bewegung des 15. Jahrhunderts ein gewisses kirchliches Sonderdasein. Besonders Prag war ein Ort heftiger theologischer und kirchlicher Auseinandersetzungen zwischen radikalen und gemäßigten Utraquisten, Taboriten und Katholiken. Hier suchte er ein neues Wirkungsfeld. Böhmen sollte für ihn das Land sein, von dem die Reformation und Erneuerung der gesamten Kirche ausgehen würde. Angeregt, nach Prag zu gehen, wurde er vielleicht durch die aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammenden „Weissagungen Johannes Lichtenbergers“, die er vermutlich gekannt hat. Dort wird im XX. Kapitel über die Bedrängnis der Böhmisches Kirche durch den König berichtet und dann prophezeit: *Und nach dir wird kommen einer der die Pragische kirche zu der mutter der glewbigen furen wird / Und es wird eine neue Reformation zu Behem angerichtet werden.*¹¹ Auf eine kürzere Reise nach Saaz folgte ein längerer Aufenthalt in Prag. Dort ist er um den 21. Juni 1521 eingetroffen. Er wohnte zunächst im Collegium Carolinum, war also offiziell Gast der Universität. Wahrscheinlich wurde er dort auf

¹⁰ MSB, S. 361.

¹¹ Mir lag vor: Die Weissagunge Johannis Lichtenbergers deudsch zugericht mit vleys ... Wittenberg 1527, Kapitel XX, unpaginiert. In: *Collectio Vaticiniorum das ist / Propheceien und Weissagungen ...*. Nach alten Drucken um 1500 zusammengestellt, ergänzt und herausgegeben von Albert Ritter, Berlin 1923.

Wunsch einiger Angehöriger höherer Stände aus dem utraquistischen Lager unterhalten. In Müntzers nachgelassenen Papieren hat sich die eigenhändige Abschrift von Thesen Philipp Melanchthons erhalten, über die er vielleicht an der Prager Universität als Vertreter der Wittenberger Reformation disputieren wollte. Über seine Tätigkeiten und Wirkungen in der Böhmisches Hauptstadt weiß man nur wenig. Er hat mehrfach gepredigt, auch in der Bethlehemkapelle, u.a. mit Hilfe eines Dolmetschers, der seine Worte ins Tschechische übertrug. Thema seiner Predigten war der *heilige, unüberwindliche Christenglauben, ... die nutzbarliche anfechtungk, dye den glauben vorcleret ym geist der forcht Gots*.¹² Es ging ihm um das Hören des lebendigen Gotteswortes im Herzen der Menschen und um die Offenbarungen, die jeder Auserwählte haben soll.

Als Zeugnis seiner Prager Wirksamkeit hat sich das sogenannte „Prager Manifest“ erhalten. Dieses existiert in vier Fassungen, zwei deutschen, einer lateinischen und einer tschechischen. Es gibt einen interessanten Aufschluss über seine theologischen Ansichten in dieser Zeit. Auffallend ist Thomas Müntzers Darstellung des Verfalls der Christenheit, für die er vor allem die Priester verantwortlich macht. Die Konzilien haben versagt, weil sie sich nicht mit den wirklich wichtige Glaubensfragen beschäftigt haben. Gott hat es zugelassen, dass *dye unbeflecte jungffrawliche kirche ist dorch den geystlichen ebruch czur hurn worden*. Doch damit ist die Geschichte der Kirche nicht zuende. *Es solln dye auserweleten freunde Gots wort auch lernen ... wie freuntlich Got ach so hertzlich gerne mit allen seinen auserwelten redet*.¹³ Der Glaubende erfährt also Gottes Willen nicht allein im Wort der Bibel, sondern im direkten Gespräch mit Gott. Darauf bezieht sich auch seine Unterschrift unter der zweiten deutschen Fassung des Prager Manifestes. *Thomas Muntzer will keynen stümmen sunder eynen redenden Got anbethen*.¹⁴ Mit dieser Ansicht distanziert er sich bereits deutlich von Martin Luther und den Wittenberger Reformatoren.

Eine neue Kirche muss erstehen, und ihr Anfang wird, so Thomas Müntzers Meinung im Prager Manifest und in Übereinstimmung mit Johannes Lichtenberger, von Böhmen ausgehen. In diesem Zusammenhang nannte er nun auch seine Aufgabe, eine Aufgabe, die sein eigenes Selbstverständnis bis an sein Lebensende bestimmen sollte, auch wenn er es in seinen Worten immer wieder variiert hat: *Das ich solche ler mochte an tagk brengen, byn ich willick, umb Gots willen meyn leben czu opfern. ... Und auch das ich magk dyr sichtlich weysen dorch den geyst Helie, dye dich haben lernen opfern dem abgot Baal*.¹⁵

¹² MSB, S. 491.

¹³ MSB, S. 494.

¹⁴ MSB, S. 505.

¹⁵ MSB, S. 494.

Mit diesen Worten spielte Thomas Müntzer auf die alttestamentliche Geschichte des Propheten Elias an, der nach 1.Kön.18 auf dem Berg Karmel die Priester Baals nach einem Opfer tötete. Offenbar verstand sich Thomas Müntzer als ein neuer Elias, der das Volk Gottes, die Auserwählten, zum wahren Glauben zurück führt. Mit diesem alttestamentlich prophetischen Selbstverständnis ist auch ein apokalyptisches Geschichtsverständnis verbunden, denn in der Volksfrömmigkeit war der Gedanke weit verbreitet, dass dem Wiederkommen Christi das Auftreten eines neuen Elias vorangehen wird. Das Bewusstsein, am Ende der Zeiten zu leben und für das kommende Gottesreich zu wirken, ist ein wichtiger Handlungsimpuls für Thomas Müntzer gewesen. Der Gedanke, dieses Gottesreich mit Gewalt im Kampf gegen die geistliche und weltliche Macht herbeizuführen, findet sich im Prager Manifest jedoch noch nicht.

Der Ausgang seiner Prager Mission war für Thomas Müntzer enttäuschend. Er verlor wegen seiner radikalen Predigten sehr bald die Sympathien der einflussreichen Stände, gewann keine größere Anhängerschar, wurde zeitweilig unter Hausarrest gestellt und schließlich ausgewiesen. Kritische Rückfragen an sich selbst und seine Predigt stellte er jedoch nicht.

Von Allstedt nach Mühlhausen

Im November 1521 hat Thomas Müntzer Prag verlassen, im Dezember war er sicher wieder auf deutschem Boden. Er hielt sich eine zeitlang in Thüringen auf, im Juli 1522 in Nordhausen. Ende 1522 war er als Kaplan an der St. Georgskirche in Halle tätig und zugleich mit der Seelsorge im Nonnenkloster Marienkammer in Glauchau betraut. Hier hat er heimlich der Witwe Felicitas von Selmeritz in der Christnacht 1522 das Heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht. Aus Halle musste er bald weichen, über die Gründe seiner Vertreibung ist jedoch nichts bekannt. An unbekannte Anhänger in Halle schrieb er am 19. März 1523: *Ich bitte euch, das ihr euch meyns vortreybens nicht ergeren wollet, dan yn solcher anfechtunge wyrt der selen abgrunt gereumeth ...*¹⁶ Er verstand sein Scheitern also als ein heilsames Mittel seines mystischen Weges zur Christusförmigkeit, zu dem eben auch die Erfahrung der zeitweiligen Gottverlassenheit und des Misserfolges gehört. Unterschrieben hat er den Brief mit den bezeichnenden Worten: *Tomas Munczer, eyn williger botenleuffer Gots.*¹⁷ Dem korrespondiert die Unterschrift unter dem Brief an Philipp Melanchthon vom 27. März 1522, wo er sich als *nuntius*, also Bote, *Christi* be-

¹⁶ MSB, S. 387.

¹⁷ MSB, S. 388.

zeichnete.¹⁸ Die Vertreibung aus Halle hat ihn zeitweilig in eine wirtschaftliche Notlage gebracht, doch bereits zu Ostern 1523 war er Inhaber einer Pfarre in Allstedt. Nun bot sich ihm die Möglichkeit, im Machtbereich der Ernestiner, der Landesherrn Martin Luthers, für die Reformation der Kirche zu wirken.

Allstedt war eine kleine Ackerbürgerstadt, deren Bevölkerung überhaupt nicht zu vergleichen war mit der Zwickaus oder Prags. Hier fiel es Thomas Müntzer leicht, bald einen bestimmenden Einfluss auf die Menschen zu gewinnen. Der zweite Prediger Allstedts, Simon Haferitz, stand der reformatorischen Lehre offen gegenüber und geriet bald unter Müntzers Einfluss. Allstedt war eine kursächsische Enklave, die umgeben war von den Territorien altgläubiger katholischer Fürsten, also von denen Georgs von Sachsen und Ernsts von Mansfeld. Dies sollte bald für großen Konfliktstoff sorgen.

Doch zunächst begann Thomas Müntzer seine pfarramtliche Tätigkeit mit vielen reformatorischen Neuerungen. Die wichtigste war die Einführung des Deutschen Kirchenamtes und der Deutschen Messe. Er unternahm es, neue liturgische Formulare in deutscher Sprache zu entwerfen und sie praktisch im Gottesdienst anzuwenden. Dabei übersetzte er nicht einfach die alten Messbücher vom Lateinischen ins Deutsche. Er legte großen Wert darauf, liturgische Texte in ihrem biblischen Zusammenhang vorzutragen. Das bedeutete, dass z.B. ganze Psalmen im Gottesdienst gesungen wurden. Und es wurde gesungen, nicht nur rezitiert. Thomas Müntzer schuf also auch die für die liturgischen Stücke notwendigen Melodien. Bei den Psalmenübertragungen griff er, wenn vorhanden, auf Luthers Verdeutschungen zurück, oder er übersetzte selbst aus dem Lateinischen ins Deutsche. Dabei kam es ihm weniger auf sklavische Texttreue an, sondern auf den Geist der Psalmen und Hymnen. Sein reformatorischer Gottesdienst sollte die Gemeinde auf den rechten Weg weisen, *wie man sich gegen Got halten soll und zur ankunfft des rechten christenglaubens kumen. Ja auch wie der glaub soll bewert sein mit viel anfechtung.*¹⁹ Seine Gemeinde sollte verstehen, was im Gottesdienst passiert, sie sollte mit ihm beten und singen und damit in ihrem Glauben erbaut und gestärkt werden. Mit seinem reformatorischen Gottesdienst hatte Thomas Müntzer großen Erfolg in Allstedt. Aber nicht allein hier. Viele Menschen aus der Umgebung gingen zum Gottesdienst nach Allstedt, vor allem aus den angrenzenden Gebieten, die unter der Herrschaft Georgs von Sachsen und Ernsts von Mansfeld standen. Das bot natürlich ein großes Konfliktpotential.

Thomas Müntzers liturgische Bücher „Das Deutsche Kirchenamt“ und „Die Deutsche evangelische Messe“ wurden in den folgenden Monaten gedruckt und

¹⁸ MSB, S. 380.

¹⁹ MSB, S. 164.

somit einem größeren Leserkreis bekannt. Im Juli 1523 erschien auch eine kleine Flugschrift von ihm in Eilenburg: „Ein ernster Sendbrief an seine lieben bruder zu Stolberg, unfuglichen auffrur zu meiden“. Wie schon der Titel der Schrift besagt, warnte Müntzer seine Leser davor, den neuen reformatorischen Glauben, der das Christentum wiederherstellt, mit Aufruhr zu verbinden. Wieder spricht sich seine Leidensmystik aus, wenn er schreibt: *Es ist ein uberschwenckliche torheit, das vil der außewelten freunde Gotes meynen, Got sols in der christenheit eylende gut machen, ... so doch nimandt sich darnach seneth ader hefftig ist, jm leiden unde vorharren ahrm im geyste zu werden ...*²⁰ Eine revolutionäre Konsequenz aus seinen reformatorischen Bemühungen zog Thomas Müntzer zu diesem Zeitpunkt eindeutig nicht. In täglicher seelsorgerlicher Kleinarbeit wollte er für das Ziel einer erneuerten Christenheit wirken. Viele Briefe der Allstedter Zeit unterschrieb er mit den Worten: *Tomas Muntzer von Stolberg eyn knecht Gots.*²¹ Er wusste sich von Gott zur Reformation der Christenheit berufen und unterstellte sein Leben und Tun ganz dieser Aufgabe. In dem Selbstverständnis, Knecht Gottes zu sein, schwingt nun auch das Wissen um das Leiden mit, wie es die Knecht-Gottes-Lieder des Jesajabuches schildern, die in der theologischen Tradition auf Christus und sein Leiden gedeutet wurden. Thomas Müntzer wird sich in den noch verbleibenden zwei Jahren seines Lebens immer intensiver mit dem Gottesknecht identifizieren.

Bald schon begannen Auseinandersetzungen und Kämpfe, die die weiteren Monate seines Wirkens in Allstedt bestimmen sollten. Der katholische Graf Ernst von Mansfeld verbot seinen Untertanen, die Gottesdienste in Allstedt zu besuchen. Thomas Müntzer reagierte empört und sah in diesem Verbot eine Tyrannei des Grafen und einen Kampf gegen das Evangelium Christi. Auf der Kanzel ließ er sich zu beleidigenden Äußerungen hinreißen, die Ernst von Mansfeld natürlich hinterbracht wurden und ihn veranlassten, sich bei dem Herzog Johann von Sachsen über den Allstedter Prediger zu beschweren. Die sich anschließenden diplomatischen Verhandlungen gingen für Thomas Müntzer glimpflich ab, und er fühlte sich zu schärferen Worten und Aktionen ermutigt. Einen Brief, den er in dieser Angelegenheit an Ernst von Mansfeld richtete, unterschrieb er mit Worten, die bereits an sein späteres Wirken während der Bauernunruhen gemahnen: *Thomaß Muntzer, eyn verstoror der unglaubigen.*²² Der Gedanke an eine gewaltsame Aktion gegen den feindseligen Grafen lag ihm jedoch zu diesem Zeitpunkt fern.

Am 24. März 1524 ging die in der Nähe Allstedts gelegene und dem Non-

²⁰ MSB, S. 22.

²¹ MSB, S. 397; S. 400; S. 407; S. 410; S. 432; S. 436; S. 451 ...

²² MSB, S. 394.

nenkloster Naundorf gehörende Mallerbacher Marienkapelle in Flammen auf. Thomas Müntzer hatte zuvor von seiner Kanzel gegen den *teufel zcu Mallerbach vnter dem namen Marie geehrt vnd angebett* polemisiert.²³ Der Kapellensturm zog nun eine Fülle von Beschwerden und Verhandlungen mit dem kurfürstlichen Hof nach sich. Der verlangte die Bestrafung der Brandstifter. Die fühlten sich im Recht und wurden zunächst noch von dem Rat gedeckt. Der setzte auf Zeit und verzögerte genauere Untersuchungen, solange es nur irgend ging. Thomas Müntzer verstand diese Untersuchungen überhaupt nicht. Er wusste sich und seine Anhänger im Recht, hatten sie doch einen Götzentempel zerstört, so wie es die Bibel nach seinem Verständnis gebot.

Nun beobachtete man auch am kurfürstlichen Hof genauer das Wirken Thomas Müntzers in Allstedt, zumal er zu Beginn des Jahres zwei Schriften veröffentlicht hatte, die sein Verständnis des Glaubens erläuterten: „Von dem gedichteten Glauben“ und „Protestation oder Erbietung“. Sie verdeutlichten sehr eindrücklich den gravierenden Unterschied seines Glaubensverständnisses von dem Martin Luthers. Er lehnte hier das lutherische *sola gratia* entschieden ab und verlangte von dem Christen einen in Leiden und Anfechtungen bewährten Glauben, der aus dem Wirken des Heiligen Geistes erwächst. Thomas Müntzer wurde am 1. Juli 1523 aufgefordert, eine Art Probepredigt vor Vertretern des Hofes in der Allstedter Schlosskapelle zu halten. Dieser Aufforderung ist er am 13. Juli mit der kurz darauf veröffentlichten „Fürstenpredigt“ nachgekommen. In dieser Predigt über das 2. Kapitel des Propheten Daniel, das eine apokalyptische Geschichtsdeutung enthält, entfaltete Thomas Müntzer sein Offenbarungs- und Geschichtsverständnis. Er drängte nun auf einen konsequenten Kampf gegen die Gottlosen. An die Spitze dieses Kampfes für das Evangelium und die wahre christliche Kirche sollen sich die Ernestiner stellen. Sie müssen in Gottes Auftrag das Schwert gegen die Feinde Gottes führen. Verweigern sie sich dem, dann wird ihnen die Macht genommen und dem gläubigen Volk gegeben. Noch rief Thomas Müntzer nicht zu einem Volksaufstand auf, doch die Drohungen sind in der „Fürstenpredigt“ unüberhörbar. Den Zeitpunkt für die Vernichtung der Gottlosen sah er gekommen. Wenn sie sich bekehren, dann sollte ihnen nichts geschehen. *Wo sie aber das widderspiel treiben, das man sie erwürge on alle Gnade wie Ißkias, Josias, Cirus, Daniel, Helias ... die pfaffen Baal verstöret haben. ... Dann die gottlosen haben kein recht zcu leben.*²⁴ Es vermischen sich in der „Fürstenpredigt“ auf eine eindrückliche Weise alttestamentliche Königs- und Prophetenvorstellungen mit neutestamentlicher Apokalyptik. Seine Dramatik erhält sie von dem Bewusstsein des Predigers, am Ende der Zeiten

²³ MSB, S. 405.

²⁴ MSB, S. 261.

zu leben und zu wirken. Thomas Müntzer verstand sich als neuer Daniel, der den Fürsten Gottes Auftrag mitteilt so wie die Propheten des Alten Testaments den Königen Israels.

In den nun noch verbleibenden Wochen, die Thomas Müntzer in Allstedt wirkte, spitzte sich die Lage weiter zu, und es wuchs seine Enttäuschung gegenüber den Ernestinern. In den umliegenden katholischen Gebieten kam es zur Gewaltanwendung gegen Evangelische durch die Obrigkeit, so in Sangerhausen. Das verursachte einen Flüchtlingsstrom nach Allstedt. Gerüchte kursierten, die Ernestiner würden diese Flüchtlinge ausliefern wollen, so dass es zu Tumulten in der Stadt kam. Martin Luther veröffentlichte wahrscheinlich Ende Juli „Ein Brief an die Fürsten zu Sachsen von dem aufrührischen Geist“.²⁵ In ihm warnte er seine Landesherrn entschieden vor dem Wirken Thomas Müntzers. Er wollte nicht, dass Müntzers Predigt verboten wird, doch sollte man sein Tun sehr genau beobachten. Scharfsichtig erkannte Luther die Konsequenzen, die sich aus Müntzers Predigten ergeben müssen, nämlich ein gewalttätiger Aufruhr, der dann in einem Blutvergießen enden wird. Er sollte recht behalten.

Für den 1. August 1524 wurde Thomas Müntzer zu einem Verhör auf das Weimarer Schloss bestellt. Dieses nahm einen für ihn wenig günstigen Verlauf. Man forderte ihn zur Mäßigung auf und verbot ihm die Unterhaltung einer Druckerei in Allstedt. Das muss ihn schwer getroffen haben. Nun erkannte er seine neuen Feinde: Martin Luther und die von ihm beeinflussten evangelischen Fürsten. Für einige Tage kehrte er nach Allstedt zurück, doch sah er bald ein, dass sich hier für ihn das Blatt gewendet hatte. Er besaß doch nicht den erhofften Rückhalt in der Stadt, so dass er in der Nacht vom 7. zum 8. August über die Stadtmauer stieg und entfloh.

Er wandte sich nach Mühlhausen, wo er um den 10. August eingetroffen sein wird. Hier begann er als Prediger zu wirken, musste aber bald die Stadt wieder verlassen. Sein Weg führte ihn nun nach Nürnberg, wo er seine beiden letzten Schriften drucken lassen wollte, die „Ausgedrückte Entblößung“ und die „Hochverursachte Schutzrede“. Beide Schriften sind der Versuch einer Abrechnung mit Martin Luther und den Wittenbergern. Sein Selbstverständnis nahm hier immer radikalere Züge an. Im Titel der „Ausgedrückten Entblößung“ nannte er sich: *Thomas Muntzer mit dem hammer*.²⁶ Er spielte hier wohl auf Judas Makkabäus an, der nach dem Bericht der apokryphen Makkabäerbücher den Aufstand der gläubigen Juden gegen die Griechen im 2. Jahrhundert vor Christus angeführt hat. Dieser Kampf richtete sich nicht nur gegen die griechische Besatzungsmacht, die in einer blutigen Hellenisierungspolitik den wah-

²⁵ WA, 15, 199ff.

²⁶ MSB, S. 265.

ren Gottesglauben vernichten wollte, sondern auch gegen abtrünnige Juden. In der „Hochverursachten Schutzrede“ nannte er sich: *Thomas Müntzer Allstedter. Auß der hölen Helie welches ernst niemand verschonet* mit dem Hinweis auf 1.Kön.18, die Geschichte von Elia, der am Karmel die Baalspropheten tötete.²⁷ Die Allstedter Erfahrungen, besonders der vermeintliche Verrat der evangelischen Obrigkeit am Evangelium und die Verhinderung des Kampfes gegen die Ungläubigen steigerten sich bei Thomas Müntzer zu einer religiösen Militanz und zu einem Fanatismus, die kaum noch zu überbieten waren. Er hat sie verbunden mit einer merkwürdigen Selbstidentifikation mit biblischen Gestalten, Propheten, aber auch Heerführern und Königen, die die Auserwählten in ihrem Kampf gegen die Gottlosen angeführt haben.

Beide Druckschriften ließ der Nürnberger Rat konfiszieren. Er konnte aber nicht verhindern, dass einige Exemplare dennoch verbreitet wurden. Über die weiteren Reisen Thomas Müntzers in Süd- und Südwestdeutschland ist wenig bekannt. Er ist hier mit den Bauernaufständen im Hegau und Klettgau in Berührung gekommen, hat aber dabei keine Rolle gespielt. Als sich die Dinge für ihn in Mühlhausen besser entwickelten, kehrte er nach Thüringen zurück. Um den 20. Februar 1525 war er wieder in der Stadt. Martin Luther hatte zwar in einem offenen Brief den Mühlhäuser Rat vor Thomas Müntzer gewarnt, doch konnte dieses Schreiben seine Anstellung als Prediger an der Marienkirche nicht mehr verhindern.

In den nächsten Monaten wuchsen die Spannungen in Thüringen. Thomas Müntzer und die Mühlhäuser griffen erstmalig Ende April in den sich ausweitenden Aufstand ein. Mit 400 Mann zog er von Mühlhausen nach Langensalza, um die dortige Empörung zu unterstützen. Doch die Langensalzaer waren an seinem Beistand nicht interessiert. Sie baten die Mühlhäuser, wieder abzuziehen und schenkten ihnen zwei Fass Bier. Die tranken sie auf dem Riethe zu Gottern aus und blieben die Nacht in Höngeda.

Der Aufstand war nicht mehr aufzuhalten. Doch worin bestand er? Was geschah in den nächsten Tagen? Zunächst wurde von den Mühlhäusern das Kloster Volkenroda besetzt und verwüstet. Es schloss sich der Zug ins Eichsfeld an, bei dem Schlösser und Klöster geplündert und zerstört wurden. Obwohl Thomas Müntzer lieber dem Frankenhäuser Haufen zu Hilfe kommen wollte, beugte er sich der Mehrheit im eignen Haufen, die ins Eichsfeld ziehen wollte. In seiner Verblendung und seinem zunehmenden Realitätsverlust sah Thomas Müntzer in den raubenden und plündernden Bauern keine Marodeure, sondern christliche Brüder, die dem götzendienerischen Unwesen der Klöster ein Ende machen wollten.

²⁷ MSB, S. 321.

Vor dem Zug nach Langensalza schrieb Müntzer einen flammenden Brief an die Allstedter, die er aufforderte, sich am Aufstand zu beteiligen. Er unterschrieb ihn mit *Thomas Muntzer, eyn knecht Gottes wider dye gottloßen*.²⁸ Aus dem leidenden Gottesknecht ist nun ein aktiver Kämpfer gegen die Feinde Gottes geworden, die er in der geistlichen und weltlichen Obrigkeit sah. Ohne Leiden wird dieser Kampf nicht sein, doch ... *wolt ir nit umb Gottes willen leyden, so must ir des teufels merterer sein*. Eindringlich mahnte er sie, nun das Schwert gegen die Gottlosen zu ergreifen: *Dran, dran, dyweyl das feuer hayß ist. Lasset euer schwerth nit kalt werden. ... Es ist nit mugelich, weil sie [die Gottlosen] leben, das ir der forcht soltet lehr werden. Mann kann euch von Gotte nit sagen, dieweyl sie uber euch regiren*.²⁹

Das Ende in Frankenhausen

Bereits am 29. April 1525 schrieb Thomas Müntzer aus dem Lager Görmar an den Frankenhäuser Haufen, dass er ihm mit seinen Anhängern bald zu Hilfe kommen wolle. Doch dies wurde durch den Raubzug ins Eichsfeld verhindert. Am 7. Mai war er wieder in Mühlhausen und wollte nun endlich die versprochene Hilfe nach Frankenhausen schicken. Dort hatte sich die Lage seit dem Hilfeersuchen grundlegend gewandelt. Man war bereits mit den Fürsten, besonders mit Graf Albrecht von Mansfeld, in Verhandlungen getreten. Ernst von Mansfeld und Georg von Sachsen drängten auf eine militärische Lösung des Problems und unternahmen alles, eine solche bald herbeizuführen. Auch Philipp von Hessen war mit seinen Truppen im Anmarsch. Die Lage für den Frankenhäuser Haufen hatte sich seit dem Hilfeersuchen an Thomas Müntzer also deutlich verschlechtert. Für den 14. Mai war ein Treffen von Repräsentanten der Aufständischen mit Albrecht von Mansfeld verabredet. Doch am 12. Mai erreichte Thomas Müntzer mit einem Trupp seiner Anhänger und acht geliehenen Karrenbüchsen Frankenhausen. Sofort nahm er entscheidenden Einfluss auf das weitere Vorgehen der Aufständischen. Die Verhandlungen wurden abgebrochen. In zwei Briefen, einem an seinen alten Widersacher Graf Ernst von Mansfeld und einem an Graf Albrecht von Mansfeld, verdeutlichte er seine Ziele. An den katholischen Grafen Ernst von Mansfeld richtete er einen *Senedbrieff zur bekerunge* und forderte ihn hierin auf, sofort alle Feindseligkeiten gegen die Christen einzustellen und vor dem Haufen umgehend zu erscheinen, um dort seinen Glauben zu verantworten. Kommt er dieser Aufforderung nicht nach, dann soll gegen ihn gekämpft werden wie gegen die Türken. Thomas

²⁸ MSB, S. 456.

²⁹ MSB, S. 454f.

Müntzer spielte gar auf den Kreuzzugsgedanken an, wenn er schrieb: ... *dann es wirt ein yeder vill empsiger sein, die do an dir ablas verdienen, dann vorzeyten der babist gegeben.* Sein polternder Drohbrief trägt die Unterschrift: *Thomas Muntzer mit den schwert Gedeonis.*³⁰ Wieder nahm er einen alttestamentlichen Vergleich auf und erinnerte in diesem, wie in weiteren Briefen, die er so unterzeichnete, an die Richter im alten Israel, die von Gott berufene Heerführer und Propheten waren. Sie traten nach einer ausdrücklichen Berufung durch Gott auf, um das bedrängte Volk in den Befreiungskampf gegen seine Feinde zu führen. Ein auffallendes Motiv der Richtererzählungen im Alten Testament ist, dass die Schlachten immer von einer kleinen Heerschar gewonnen wurden, die stets gegen eine überwältigende Übermacht stritt. Thomas Müntzer sah sich also in Frankenhausen in der Rolle eines alttestamentlichen Richters, eines Heerführers und Propheten, der seine Schar von Auserwählten in den Kampf gegen einen Gegner führte, der bereits dem Gericht Gottes verfallen ist.

An Graf Albrecht von Mansfeld, der immerhin noch mit den Aufständischen verhandelt hatte und zu einer friedlichen Beilegung des Konfliktes bereit war, schrieb Thomas Müntzer nicht weniger harte Worte. Ihm machte er deutlich, dass die Zeit der Fürsten, auch derer, die die lutherische Reformation fördern, vorbei ist: ... *hastu yn deynem Martinischen baurendreck nicht mugen schmecken, wie der selbige Prophet (Ezechiel) weyter sagt im 39. unterschied, wie Gott alle vogel des hymels fordert, das sie sollen fressen das fleysch der fursten und die unvernunfftigen thier sollen saufen das blut der grossen hansen ...* Graf Albrecht hat also ebenso ausgespielt wie Herzog Georg von Sachsen oder Graf Ernst von Mansfeld. Ihre Macht ist bereits von Gott dem gemeinen Mann übertragen worden. Ihnen bleibt nur noch, sich vor den Aufständischen, die Thomas Müntzer als die Erwählten Gottes und die wahre christliche Gemeinde ansah, zu demütigen. Dann sollen sie ihr Leben behalten. Auch diesen Brief unterschrieb er: *Thomas Muntzer mit den schwert Gedeonis.*³¹

Nun lief die Geschichte auf ihr tragisches Ende hin. Die Fürsten hatten ihre Truppen um den Bauernhaufen, der sich in einer Wagenburg auf einem Berg in der Nähe von Frankenhausen verschanzt hatte, zusammen gezogen. Noch einmal wurde den Aufständischen ein Kapitulationsangebot unterbreitet. Sie sollten ihrer Führer ausliefern und dann abziehen.

Am 15. Mai, wahrscheinlich noch während der Verhandlungen darüber, begann das Heer der Fürsten mit dem Beschuss des Lagers. Thomas Müntzer soll seine Anhänger angeblich zur Furchtlosigkeit aufgerufen haben. Die Geschosse werden ohne Wirkung bleiben, ja er könne sie in seinem Ärmel auffangen. Da

³⁰ MSB, S. 468f.

³¹ MSB, S. 469f.

die ersten Schüsse der Artillerie ihr Ziel verfehlten, schien sich seine Voraussage zu erfüllen. Doch als die ersten Kugeln im Lager der Bauern einschlugen, setzte eine heillose Flucht ein. Nun kam die Reiterei der Fürsten zum Einsatz, die den Flüchtenden nachsetzte und ohne viel Gegenwehr Tausende niedermetzelte. Um Worte Friedrich Schillers aufzugreifen: *Ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen.*³²

Thomas Müntzer gelang noch mit Anderen die Flucht in die nahe gelegene Stadt. Er versteckte sich auf dem Dachboden eines Hauses, legte sich ins Bett und stellte sich krank. Als das Haus besetzt wurde, fand man ihn und fragte ihn, wer er sei. Er soll geantwortet haben, er sei ein kranker Mann. Doch dann fand man seine Tasche mit Briefen, und er gestand, dass er Thomas Müntzer ist. Er wurde zunächst an die Herzöge Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig ausgeliefert. Philipp von Hessen führte mit ihm noch einen kleinen theologischen Disput. Doch dann wurde Thomas Müntzer an seinen alten Feind Ernst von Mansfeld als *Beutepfennig* überstellt, der ihn in seine Festung Heldrungen bringen ließ. Dort wurde er mehrfach verhört, auch unter Anwendung der Folter. Am 27. Mai wurde Thomas Müntzer in der Nähe von Mühlhausen mit dem Schwert hingerichtet. In seinem letzten Brief, den er dem Schreiber Christoph Lau diktiert hat, forderte er die Mühlhäuser auf, sich dem fürstlichen Heer zu ergeben und sich nicht weiter zu empören, um Blutvergießen zu verhindern. Man muss diese letzte schriftliche Äußerung Thomas Müntzers sehr genau lesen, um zu verstehen, dass er sich nicht als ein gebrochener Mann an die Mühlhäuser wandte. Von der Richtigkeit seines Tuns war er auch nach seinem äußerlichen Scheitern überzeugt. Schuld an der Niederlage gab er denen, die den gerechten Kampf für das Evangelium und den Glauben aus Eigennutz geführt haben. Er diktierte am 17. Mai, zehn Tage vor seinem Tod: *Nachdem es Got also wolgefehlt, das ich von hinnen scheyden werde in warhafter erkennthnis gottlichs namens und erstattung etzlicher mißbreuch vom volk angenommen, mich nicht recht vorstanden, alleyne angesehen eygen nutz, der zum undergang gottlicher warheit gelanget, bin ich's auch herzlich zufriden, das es Got also vorfuget hat, mit allen seynen volzogen werken, welche müssen nach dem eusserlichen ansehen nit, sondern in warheyt geurteylt werden.*³³

³² Walter Elliger: Thomas Müntzer, Leben und Werk. Göttingen 1976, 3. Auflage, S. 780.

³³ MSB, S. 473.

Schluss

Wir haben versucht, uns heute einem bedeutenden, wenn auch gescheiterten Reformator der christlichen Kirche anzunähern. Als besonders problematisch erweist sich bei der Beschäftigung mit Thomas Müntzer, dass er schon zu Lebzeiten als Aufrührer verketzert und als *Satan zu Allstedt* verteufelt wurde. Im 20. Jahrhundert stilisierte man ihn aus bekannten Gründen zum Volksrevolutionär. Ich denke, beide Sichtweisen sind falsch! Es ist immer schwierig, einem Gescheiterten im Rückblick Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, besonders, wenn sein Abgang von der Bühne der Geschichte, und sei es der lokalen Geschichte, mit dem Opfer Tausender verbunden war. Deshalb habe ich versucht, mich ihm über sein eigenes Selbstverständnis zu nähern. Thomas Müntzer gewann dieses aus seiner Aneignung der Deutschen Mystik und dann zunehmend aus der Bibel, die ihm nicht nur das historische Zeugnis von Gottes Wirken unter den Menschen war, sondern lebendiges aktuelles Wort, das auch heute zum Handeln ermuntern und das Leben des Glaubenden, des Auserwählten, bestimmt. Anders als Martin Luther war Thomas Müntzer davon überzeugt, dass Gott auch heute noch zu den Menschen so redet wie in der Bibel. Deshalb spielten für ihn Weissagungen, Prophetien und Träume eine wichtige Rolle als aktuelle Handlungsanweisungen für den Glaubenden. Dazu kam für ihn auch eine Deutung seiner Gegenwart im Licht der biblischen Geschichte, einerseits in apokalyptischer Sicht, die von einem Ende der Zeiten und dem Beginn eines neuen Zeitalters ausgeht, andererseits in alttestamentlicher Perspektive, in der Geschichte als Verfall des rechten Gottesglaubens, Bestrafung des Volkes Israel, aber auch als Errettung von den Strafen und Bedrängnissen dargestellt wird. Doch diese Errettung geschieht nur, wenn sich das Volk zu Gott bekehrt und dem erwählten Werkzeug Gottes, dem Propheten oder Richter, folgt.

Mit dieser Rolle eines alttestamentlichen Richters, der sowohl prophetische als auch politische Funktionen wahrnahm, hat sich Thomas Müntzer zunehmend identifiziert. Er wollte wahrscheinlich, auch wenn er das *expressis verbis* nicht ausgesprochen hat, einen theokratischen Gottesstaat errichten. Allerdings nahm er in diesem Bemühen, das sich erst in den letzten Monaten seiner Wirkungszeit andeutet, kaum eine weitere Perspektive in den Blick. Er dachte zunächst an kleine staatliche Gebilde, die aus einer Stadt und umliegenden Dörfern bestehen, wie er es von Mühlhausen kannte. Vielleicht suchte er auch sein Vorbild in der Richterzeit Israels, da das Volk keinen König hatte und jeder Stamm sein eigenes Leben führte und sich nur vereinigte, wenn das Land bedroht war. Doch mit diesen Überlegungen begeben mich schon auf den Weg der Spekulation. Thomas Müntzer verstand sich in seinem am Ende radikalen Kampf gegen die Ungläubigen als Reformator der Kirche. Aus der Reformation der Kirche, der Ausbreitung des rechten Glaubens unter dem einfachen Volk, sollte

dann auch die politische Neuordnung erwachsen. Da sich aber die politischen Repräsentanten seiner Zeit dieser Ausbreitung des rechten Glaubens entgegenstellten, wusste er sich immer gewisser dazu berufen, diese Mächte am Ende auch mit Gewalt zu stürzen. Wohin derart theokratisch bestimmte politische Ideen führen können, lässt sich an dem späteren Täuferreich in Münster, gegenwärtig in bestimmten Strömungen des Islam beobachten.

Thomas Müntzer war, wenn ich ihn als Mensch des 21. Jahrhunderts betrachte, ein religiöser Fanatiker, der am Ende auch vor Gewalt nicht zurückschreckte. Versuche ich ihn als Theologe zu verstehen, dann muss ich in ihm einen ernsthaften Christen erkennen, der manche Schwächen der lutherischen Theologie, besonders der Offenbarungs- und Rechtfertigungslehre, erkannt hat, daraus aber Konsequenzen zog, die heute kaum nachvollziehbar sind.

Entscheidungsjahre der Reformation. Luthers Weg zur Wartburg*

von VOLKER LEPPIN

Ketzer werden gemacht. Es sind spezifische Konstellationen, die dazu führen, dass diese oder jene Aussage nicht mehr in den Zusammenhang der vorgegebenen Kirche gehört. So war auch Luther weder von vorneherein der verworfene Falschgläubige, als den ihn die konfessionelle Polemik auf römisch-katholischer Seite lange Zeit sehen wollte, noch einfach nur der unerschrockene Entdecker der lange verschütteten Wahrheit, zu dem ihn protestantische Geschichtsschreibung stilisiert hat. Historisches wie ökumenisches Verstehen machen es erforderlich, ihn vor dem Hintergrund der vielfältigen Möglichkeiten einzuordnen, von denen Theologie und Frömmigkeit des späten Mittelalters geprägt waren.

Dass dabei auch in seiner eigenen Wahrnehmung der 31. Oktober 1517 ein wichtiger Ausgangspunkt war, zeigt seine eigene Darstellung: Er selbst hat später eben diesen Tag als Beginn des Kampfes gegen den Papst gefeiert¹. Das sagt über das tatsächliche Geschehen an diesem Tag recht wenig – dass er, wie es volkstümliche Erzählungen seit Melanchthon bzw., wie man inzwischen sagen kann, seit Luthers Adlatus Georg Rörer, immer wieder berichten, die Thesen gegen den Ablass an die Türen der Wittenberger Schlosskirche angeschlagen habe, erzählt er selbst jedenfalls nicht, und die historischen Erwägungen sprechen auch eher gegen als für eine solche Szene². Und selbst wenn Professor Luther dies getan haben sollte (und dann auch gleich noch, wie es in einem solchen Falle die Statuten forderten, ein Gleiches an den Türen der Stadtkirche getan hätte), so wäre all dies nicht jener demonstrative Akt gewesen, als den Protestanten des 19. Jahrhunderts ihn geschildert und gemalt haben, als man einen demonstrativen Akt zur Abgrenzung nicht nur von der päpstlichen Kirche, sondern auch von allem Romanischen suchte und zu finden meinte. Das Ganze wäre, hätte es stattgefunden, ein Teil des universitären Alltags gewesen.

* Der Beitrag dokumentiert einen am 27. April in Eisenach zur 87. Tagung der Humboldt-Gesellschaft gehaltenen Vortrag. Inhaltlich und in den Formulierungen folgt er – insbesondere in der Schilderung des Wormser Verhörs – eng den entsprechenden Passagen meines Buches: Volker Leppin: Martin Luther. Darmstadt 2006.

¹ WA.B 4, 275, 25–27 (Nr. 1164). Die Abkürzung „WA“ bezieht sich auf die Kritische Gesamtausgabe der Werke Luthers, die sogenannte Weimarer Ausgabe, die Zusätze „B“ auf die Abteilung Briefe und „TR“ auf die Tischreden.

² Siehe zur – zum Teil mit eigenartiger Emotionalität – neu entflammten Diskussion: Joachim Ott / Martin Treu (Hg.): Faszination Thesenanschlag. Leipzig 2008 (im Druck).

Und man wird, so oder so, Luther abnehmen dürfen, dass er von der öffentlichen Wirkung überrascht war: Die Thesen wurden offenbar zunächst handschriftlich verbreitet – „vhilualtig vmbgeschriben vnd in teutsche landt fur neue Zeitung hin vnd wider geschickt“, wie der Nürnberger Chronist Chirstoph Scheurl schreibt³ – und dann bald in drei Drucken herausgebracht. Luther selbst schrieb am 31. März 1518 an seinen geistlichen Mentor Johann von Staupitz, er sei überrascht über die enorme Wirkung, die die Thesen entfalteten. Er selbst habe doch nichts anderes schreiben wollen, als was zuvor der Mystiker Johannes Tauler und die gleichfalls in das 14. Jahrhundert zu datierende „Theologia deutsch“ gelehrt hätten⁴ – deutlich wie selten erklärt er hier, dass er sich selbst noch ganz im Horizont der spätmittelalterlichen Frömmigkeit verstand, und dies lässt sich an den Ablassthesen selbst auch durchaus verifizieren. Doch die Ereignisse zogen Luther in einen Strudel, der in einer rasanten Entwicklung seine Theologie weiter und weiter formte – und der ihn zugleich auch lernen ließ, wie Öffentlichkeit funktionierte. Derselbe Luther, der noch im März 1518 erstaunt über die Wirkung seiner Ablassthesen landauf landab war, hat schon Ende des Jahres genau gewusst, wie man mit der lesenden Bevölkerung umzugehen hatte. Als er im Oktober am Rande des Augsburger Reichstages von Kardinal Cajetan verhört wurde, hat er seine Darstellung der Ereignisse schon nach kurzer Zeit an die Öffentlichkeit gebracht: Die Deutung nicht durch andere bestimmen lassen, sondern selbst zu bestimmen – das war das deutliche Muster dieses Vorgangs, der jenseits der kirchlichen Hierarchie an das kompetente Publikum appellierte.

Dies sind die ersten vorsichtigen, aber immer sicherer werdenden Schritte eines theologischen Autors, der stets die theologische Sache, aber auch seine Adressaten im Blick hatte, auf dem Weg zum Medienstar. Das Jahr 1520 brachte mit den Schriften „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“, „Von der christlichen Gefangenschaft der Kirche“ und „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ eine gewaltige Publikationsoffensive, die um das populäre Wortfeld von Freiheit und Befreiung kreiste und die Notwendigkeit einer Kirchenreform auch ohne und gegen den Klerus, die Änderung der Sakramentenlehre und die Grundlagen der reformatorischen Rechtfertigungslehre in Aufnahme mystischer Frömmigkeit vor Augen stellte. Luthers Schriften wurden zu den wichtigsten und für Drucker attraktivsten Produkten auf dem literarischen Markt.

Der all dies schrieb, verband literarische Meisterschaft mit theologischer Kühnheit und Kreativität – und dies in einer Situation, in der er darum wusste,

³ Christoph Scheurl's Geschichtbuch der Christenheit von 1511 bis 1521. In: Jahrbücher des deutschen Reichs und der deutschen Kirche im Zeitalter der Reformation 1 (1872), 1–179, 112.

⁴ WA.B 1, 160, 8f.

dass er aufs Äußerste bedroht war: Seit April 1520 schwirrten durch Wittenberg Gerüchte, dass der römische Prozess, der schon kurz nach Bekanntwerden der Ablassthesen begonnen worden war, dann aber aufgrund der päpstlichen Interessen im Zusammenhang der deutschen Königswahl geruht hatte, wieder an Fahrt gewann und mit einem negativen Ausgang für Luther zu rechnen war. Das große Reformprogramm stammt von einem Autor, der damit rechnen musste, bald exkommuniziert und dann auch, wie es den Regularien entsprach, in Acht gesetzt zu werden.

Der Zusammenhang von beidem ist die Voraussetzung für jenen Augenblick der Reformationsgeschichte, den jeder Lutherfilm genüsslich – und an dieser Stelle meist sehr quellennah – schildert und der geradezu als „Sternstunde der Geschichte“ gilt⁵: Das Verhör in Worms. Bereits am 15. Juni 1520 hatte der Papst die Bulle „Exsurge Domine“ erlassen, die Luther, sollte er zu einer bestimmten Reihe von Sätzen nicht Widerruf leisten, den Bann, die Exkommunikation, androhte. Luther tat dies nicht – im Gegenteil: Zeitgleich zu seiner Freiheitsschrift, die eigentlich auf Anraten anderer als Versuch zum friedlichen Ausgleich mit dem Papst lanciert war, brachte er eine heftige Schrift „adversus execrabilem Antichristi bullam“, „gegen die fluchwürdige Bulle des Antichrist“, heraus. Der Antichrist: Das war nach Luthers seit Ende 1519 genährter und gefestigter Überzeugung der Papst – nicht dieser oder jener einzelne Kirchenfürst, sondern das Papstamt als solches. Die Bulle, die ihm den Bann androhte, beantwortete er mit einer für die altgläubige Seite grotesken, für Luthers Berufung auf die Heilige Schrift vollständig legitimierten Umkehrung der Verhältnisse:

„und wil ein zeychen geben, nemlich das: wirt der bapst disze bulle nit widerrufen und vordammen, datzu D. Ecken mit seinen gesellen, solcher bullen folger, straffen, so sol niemant dran zweyffeln, der bapst sey gotis feynd, Christus verfolger, der christenheit vorstoror, und der rechte Endchrist, den biszher ists noch nie gehoret, das yemant den Christlichen glauben, offentlig bekannt, vordampt habe, wie disze vorfluchte bulle thut“⁶,

so schrieb er in der deutschen Fassung der Schrift gegen die Bulle. Nicht der Papst konnte ihn zum Widerruf aufrufen, sondern er den Papst und seinen Berater Johannes Eck, mit dem er sich schon 1519 auf der Leipziger Disputation auseinandergesetzt hatte. Nicht der Papst konnte ihn verdammen, sondern er

⁵ Alexander Demandt: Sternstunden der Geschichte. München 2000, 175ff.

⁶ WA 6, 629, 16–21.

den Papst. Diese Haltung, die mit modernen Konzeptionen von „Selbstbewusstsein“ unzureichend beschrieben wäre, weil Luther hierin nicht auf sich, sondern auf Gott vertraute, fand ihren symbolischen Ausdruck in der Verbrennung der Bulle und des Kirchenrechts am 10. Dezember 1520 vor den Mauern von Wittenberg. Dass nach dieser verbalen und symbolischen Absage an Rom von dort aus am 3. Januar 1521 noch ausdrücklich der Bann kam, hatte nicht mehr viel zu besagen, war ja nur der Vollzug des zuvor Angedrohten, den Luther sich durch seine Verweigerung des Widerrufs selbst zugezogen hatte.

Nun wäre Kaiser Karl V. am Zuge gewesen: Nach mittelalterlichem Rechtsverständnis war damit zu rechnen, dass er nun an dem aus der christlichen Gemeinschaft Ausgeschlossenen die Acht vollzöge, ihm also jenen Rechtsschutz versagte, auf den er im Reich als Glied des Corpus christianum rechnen durfte. Doch hatte Karl V. bereits im Oktober 1520 Luthers Landesherrn Friedrich dem Weisen zugesagt, den Reformator nicht ohne eigenes Verhör zu verurteilen. Hierauf insistierte der Kurfürst nun, wohl auch in der Hoffnung, dass Luthers Stärke in öffentlichen Auftritten, wie sie sich besonders in Heidelberg gezeigt hatte, ihre Wirkung auch auf die Reichsstände nicht verfehlen würde.

Luther sollte Gehör vor dem Reichstag erhalten – nicht mehr als dies, aber immerhin. Und die Vorladung der öffentlichen Person nach Worms wurde selbst zu einem öffentlichen Ereignis. Luthers zweiwöchige Reise von Wittenberg nach Worms war schon in sich ein Ereignis. Immer wieder betrat er die Kanzel und wurde von Ort zu Ort stürmisch gefeiert. In Erfurt dichtete der Humanist Eobanus Hessus einen Hymnus auf ihn, in dem sich in antikisierender poetischer Sprache der Jubel über den nahenden Helden äußerte. Dass dabei – trotz des zugesicherten kaiserlichen Geleits – niemand, schon gar nicht er selbst, wusste, ob er diese Reise überleben würde, umgab ihn mit dem zusätzlichen Glanz des potenziellen Märtyrers.

Am 16. April 1521 traf er in Worms ein und wurde gleich am folgenden Tag verhört. Dabei war es keineswegs von vorneherein klar, welche Kompetenz der Reichstag in diesem Zusammenhang haben sollte. Ihm konnte nicht obliegen festzustellen, ob bestimmte Sätze oder Lehren Luthers häretisch seien oder nicht. Das Urteil hierüber war ja schon von der zuständigen Instanz, dem Papst, gefällt. Mit den Mitteln des dem Reichstag zur Verfügung stehenden weltlichen Rechts konnten nur gewissermaßen die Eckdaten der Verurteilung überprüft werden: Ob Luther tatsächlich gesagt hatte, was ihm zur Last gelegt wurde, und – noch einmal – ob er bereit sei zu widerrufen. Es ging also nicht um eine Beurteilung des Häresievorwurfes, sondern um die Tatsachenfeststellung, ob die verurteilten Sätze von Luther dauerhaft und – das war allerdings nach dem mittelalterlichen Kirchenrecht ein besonderes Kennzeichen von Ketzerei – hartnäckig als die seinen anerkannt wurden.

Entsprechend wurden Luther seine Schriften vorgelegt und er gefragt, ob sie

von ihm stammten. Dies bejahte er unumwunden. Auf die andere Frage aber, ob er zu widerrufen bereit sei, kam eine eigentümliche Antwort: Weil die Sache so schwer sei und das Wort Gottes anbelange, bitte er um Bedenkzeit. Bedenkzeit – 60 Tage – hatte ihm auch die Bulle „Exsurge Domine“ gewährt, und er hatte sie verstreichen lassen, ohne zu widerrufen, ja, er hatte durch sein Verhalten nachdrücklich unterstrichen, dass er diese Forderung weit von sich wies. Nun zauderte er. Über Gründe hierfür kann nur spekuliert werden. Vermutlich war er auf die Situation, in der ihm nicht einzelne Sätze, über die er hätte disputieren können, sondern sein ganzes Oeuvre vorhielt, nicht vorbereitet gewesen⁷. So war Luther jede sinnvolle Verteidigungsstrategie genommen. So direkt angesprochen, konnten beide Fragen nur eindeutig beantwortet werden: Ja, es sind meine Bücher, und nein, ich widerrufe wie schon im gesamten vergangenen Jahr nicht. Damit wäre die Sache rasch entschieden gewesen, der Kaiser hätte die notwendige Grundlage gehabt, um die Acht auszusprechen.

Dass Luther diese Falle erkannt hatte und er um Bedenkzeit bat, verwirrte nun seinerseits die Gegner: Die Sitzung wurde unterbrochen – und dann wurde Luther tatsächlich Bedenkzeit gewährt, freilich nur einen Tag. Doch diese hat Luther gut zu nutzen gewusst, denn seine Antwort machte genau das, was ihm die Fragen unmöglich zu machen schienen: Er differenzierte. Im Blick auf die Autorschaft an den Büchern wiederholte er seine bejahende Antwort, aber die Schriften selbst teilte er in drei Gruppen ein⁸. Ein Teil der Schriften habe lediglich Glauben und Sitten behandelt und dies so, dass selbst seine Gegner nichts an ihnen auszusetzen finden könnten. Ein Widerruf sei hier also nicht möglich, da er dann die christliche Wahrheit widerrufen müsste – damit war die Strategie des Kaisers als letztlich sachunangemessen entlarvt, die von ihm beziehungsweise seinen Beratern ins Spiel gebrachte Pauschalität ad absurdum geführt.

Die zweite Gruppe von Schriften bekämpfte das Papsttum, und hierzu bekannte Luther sich unumwunden. Alles andere wäre wohl auch nach seinen öffentlichen Verlautbarungen über den antichristlichen Charakter des Papsttums unsinnig gewesen. Doch bemerkenswert ist die Schlagseite, die sein Argument erhält:

„Denn das kann niemand leugnen oder verbergen, da es die Erfahrung und die Klage aller bezeugen, dass die Gesetze des Papstes und die Menschenlehren die Gewissen der Gläubigen elend in Fesseln geschlagen, misshandelt und zu Tode gefoltert haben und dass vor allem in dieser ruhmreichen deutschen Nation Hab und Gut von un-

⁷ Vgl. Martin Brecht: Martin Luther. Bd. 1. Stuttgart 1981, 433.

⁸ WA 7, 833, 1–834, 10.

glaublicher Tyrannei ohne Ende und auf unwürdige Weise verschlungen worden sind und noch verschlungen werden“⁹.

In einem Satz und Gedankengang wurde hier, freilich nur erkennbar für den, der mit ihr in Berührung gekommen war, die Rechtfertigungslehre angeschlagen, die Bindung der Gewissen durch Satzungen, die sich zwischen Gott und den Menschen stellten. Dann aber appellierte Luther an ganz Anderes: Die Aussaugung der „ruhmreichen deutschen Nation“. Das war das Thema der Adelschrift, aber es war mehr: Es war auch eine Anknüpfung an die Klagen der Gravamina der deutschen Nation, die seit dem 14. Jahrhundert immer wieder auf Reichstagen angestimmt worden waren: Luther griff, präzise auf sein Publikum eingestellt, eben das auf, was die Gemüter der vor ihm Versammelten bewegte oder doch zumindest bewegen konnte, er verknüpfte seinen theologisch motivierten Kampf gegen den Papst mit dem nationalen Protest. Diese zweite Gruppe von Schriften war es, an der sich die Sache zu entscheiden hatte: Sie bedeuteten den unverhohlenen Bruch mit der mittelalterlichen Kirche, und sie bedeuteten zugleich eine Einladung an das Publikum, Luther beizupflichten.

Mit der dritten Gruppe von Büchern tat er sich wiederum leicht: Es handelte sich um Schriften gegen einzelne Anhänger des Papstes. Diese Schriften widerrief er ebenfalls der Sache nach nicht, aber er bekannte, hierin schärfer gewesen zu sein, als es einem Christen und Mönch zustehe: Zu Ende also bei dem bislang durchaus nicht zurückhaltenden Propheten eine Formulierung der Demut – aber in der Sache kein Weichen.

Wie in der ganzen Zeit der Zuspitzung des Konflikts machte er deutlich, dass auch hier nicht er selbst entscheidend war, sondern ein Höherer. Er könne, so fügte er hinzu, seinen Schriften nicht anders beistehen als Jesus Christus seiner Lehre beigestanden habe, der einen Diener, der ihn schlug, aufforderte: „Habe ich unrecht geredet, so beweise, dass es unrecht ist“ (Joh 18,23)¹⁰. Auch wenn Luther gleich demütig anfügte, verglichen mit Christus sei er ein Nichts, so evozierte diese Anspielung alles, was evoziert werden konnte: Luther in einer Gerichtssituation wie einst Jesus Christus, wie jener um der Wahrheit der Lehre willen verfolgt und gefährdet.

Die Selbstdarstellung war überzeugend und erweckte neue Irritationen, wie sich an der Reaktion des Sprechers des Reichstages ergab, der Luther anfuhr, er habe nicht zur Sache gesprochen¹¹. Daraufhin kam es zu dem, was die Szene von Worms zur Widerstandsszene des deutschen protestantischen kollektiven Ge-

⁹ WA 7, 833, 10–15.

¹⁰ WA 7, 834, 11–15

¹¹ WA 7, 835, 20–836, 1.

dächtnisses schlechthin gemacht hatte: Luther ergriff noch einmal das Wort. Und während seine vorherige Rede das wohlüberlegte Ergebnis seiner Bedenkzeit gewesen sein dürfte, kamen nun Worte ganz ohne Taktik, vielleicht vorüberlegt, vielleicht aber auch spontan und aus dem Grund seiner theologischen Überzeugung:

„Weil Eure geheiligte Majestät und Eure Herrschaften es verlangen, will ich eine schlichte Antwort geben, die weder Hörner noch Zähne hat: Wenn ich nicht durch das Zeugnis der Heiligen Schrift oder vernünftige Gründe überwunden werde - denn weder dem Papst, noch den Konzilien allein vermag ich zu glauben, da es feststeht, dass sie wiederholt geirrt und sich selbst widersprochen haben -, so halte ich mich überwunden durch die Schriften, die ich angeführt habe, und mein Gewissen ist durch Gottes Worte gefangen. Und darum kann und will ich nichts widerrufen, weil gegen das Gewissen zu handeln weder sicher noch lauter ist.

Gott helfe mir. Amen.“¹²

Die berühmt gewordene Formulierung „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“, die in dem Bericht von Luthers Auftreten in Worms überliefert ist, hat Luther zwar vielleicht selbst kolportiert, aber so wohl nicht gesagt¹³, und die ursprüngliche einfachere Schlussformel macht die Rede Luthers letztlich auch anrührender und theologisch angemessener: Es ist nicht das heldische Ich, das das letzte trotzige Wort behält, sondern es ist Gott, der dem hilft, der allein gelassen ist. In einem Absatz werden die Autorität des Kaisers, des Papstes und des Konzils hintangestellt zugunsten von Heiliger Schrift und – das wird leicht vergessen – vernünftigen Gründen. Luther bleibt auch in diesem letzten Satz dabei: Er hält seine Überzeugung nach den klaren, theologisch gültigen Kriterien für unwiderlegt. Was bleibt, ist die Forderung nach Gespräch, nach theologisch angemessener Überzeugungskraft. Das „hier stehe ich, ich kann nicht anders“, hat aus diesem Wort, das an weiteres Gespräch appelliert, ein Schlusswort gemacht. Das war für Luther nicht gesprochen. Und doch sah er sich am Ende seiner innerweltlichen Möglichkeiten. Es blieb nur noch Gottes Hilfe.

Aus einer realhistorischen Ebene hatte er damit die Möglichkeiten des Reichstages beziehungsweise die Wirkungen seiner eigenen Taktik unter-

¹² WA 7, 838, 2–9.

¹³ Siehe hierzu: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. Bd. 2. Gotha 1896 (Deutsche Reichstagsakten. Jüngere Reihe 2), 555f Anm. 1.

schätzt. Während der Kaiser selbst auf Luthers eindruckliche Rede am folgenden Tag, dem 19. April, mit einem Bekenntnis antwortete und seiner Überzeugung Ausdruck gab, es sei „gewiss, dass ein einzelner (Ordens)bruder irrt mit seiner Meinung, die gegen die ganze Christenheit steht, sowohl während der vergangenen tausend und mehr Jahre als auch in der Gegenwart“¹⁴, war für die Reichsstände die Sache noch keineswegs so eindeutig geklärt: Auf Drängen Sachsens und der Pfalz wurde noch einmal ein Ausschuss der Stände eingesetzt, der Luther neuerlich verhörte. Dieser Ausschuss versuchte, einen Kompromiss zu erreichen, der es ermöglicht hätte, Luther nicht ganz Recht zu geben, wohl aber die Verhängung des Reichsacht über ihn zu vermeiden.

Doch war ein solcher Kompromiss für Luther ausgeschlossen: Weder war er bereit, seine Schriften dem Urteil von Reichstag und Kaiser anheim zu stellen, noch auch wollte er dem zustimmen, aus ihnen Artikel für ein künftiges Konzil zu ziehen¹⁵ – die Verhandlungen scheiterten auf der ganzen Linie. Und Luther wusste zumindest elf Monate später genau, welche Chance er gehabt hatte und hatte verstreichen lassen:

„Wann ich hett woellen mit ungemach faren, ich wolt Teütsch landt in ein groß pluot vergiessen gebracht haben, ja ich wolt woll zu Wurbß ein spil angericht haben, das der keyser nit sicher wer gewesen. Aber was were es? Ein narren spil wer es gewesen. Ich hab nichts gemacht, ich hab das wort lassen handeln“¹⁶

Mit dem Scheitern der Ausgleichsverhandlungen blieb keine andere Möglichkeit mehr, als über Luther die Reichsacht zu verhängen. Darin waren sich Stände und Kaiser rasch einig.

Die klassische protestantische Geschichtssicht von einem „erschlichenen Reichsedikt“ trifft den Sachverhalt keineswegs¹⁷: Der Kaiser hat auch jetzt noch einmal die Stände um Rat gefragt, wie in der Luthersache vorzugehen sei, und wurde daraufhin aufgefordert, ein Mandat zu verfassen und den Ständen

¹⁴ Siehe hierzu: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. Bd. 2. Gotha 1896 (Deutsche Reichstagsakten. Jüngere Reihe 2), 595, 20–22: „car yl est certain que ung seul frère erre en son opinion, laquelle est contre toute la crestiennité, tant du temps passé mille ans et plus que du présent“.

¹⁵ Siehe hierzu wie für den gesamten Vorgang das Standardwerk von Armin Kohnle: Reichstag und Reformation. Kaiserliche und ständische Religionspolitik von den Anfängen der Causa Lutheri bis zum Nürnberger Religionsfrieden. Gütersloh 2001 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 72), 96–99.

¹⁶ WA 10/3, 19, 3–7.

¹⁷ Grundlegend für diese Korrektur eingeschliffener Geschichtsbilder: Armin Kohnle: Reichstag und Reformation. 99–104.

zur Beschlussfassung vorzulegen. Auch Friedrich der Weise, der sein bekanntes Landeskind Luther bei dieser Gelegenheit zum einzigen Mal in seinem Leben gesehen hat, soll sich dem nicht mehr widersetzt haben. Und als der Kaiser den Fürsten am 25. Mai seine Textfassung vorlegte, erklärte Joachim von Brandenburg „*consensu et nomine omnium*“, im Konsens und Namen aller, dass die Stände dem Edikt zustimmten¹⁸. Freilich waren die wichtigsten Wortführer einer moderaten Lutherpolitik – die Fürsten von Sachsen, Pfalz und Hessen – schon abgereist. Aber das machte das Vorgehen des Kaisers keineswegs ungültig oder rechtswidrig: Der Erlass der Reichsacht gehörte zu den kaiserlichen Rechten, und es war der freie Entschluss des Kaisers, dass er sich gleichwohl einer weitgehenden Zustimmung der Reichsstände versicherte. Nach gültigem Recht also wurde über Luther mit Datum vom 8. Mai, als der Kaiser die Unterschrift darunter gesetzt hatte, das Wormser Edikt erlassen:

„Da nun die Sache dermaßen verlaufen ist und Martin Luther so ganz verhärtet und verkehrt in seinen offenkundigen ketzerischen Auffassungen verharrt und deshalb von all denen, die Gottesfurcht und Vernunft haben, für töricht oder vom bösen Geist besessen befunden wurde, (...) haben wir zu ewigem Gedächtnis dieser Verhandlung, zur Vollstreckung des Dekrets, des Urteils und der Verdammung entsprechend der Bulle, die unser Heiliger Vater, der Papst, als ordentlicher Richter in diesen Angelegenheiten, verkündet hat, festgesetzt, dass Ihr den erwähnten Martin Luther als ein von Gottes Kirche abgesondertes Glied und einen verstockten Schismatiker und offenbaren Ketzer von uns und Euch allen und jedem einzeln anzusehen und zu halten erkennt und erklärt und dies Kraft dieses Schreibens bewusst in die Tat umsetzt. Und weiter gebieten wir Euch allen und jedem Einzelnen bei seinen Pflichten, womit Ihr uns und dem heiligen Reich verbunden seid, (...) dass Ihr allesamt und jeder einzelne (...) den vorgenannten Martin Luther nicht in Euer Haus aufnehmt, nicht bei Hofe empfangt, ihm weder zu essen noch zu trinken gebt, ihn nicht versteckt, ihm nicht mit Worten oder Werken heimlich noch öffentlich irgendeine Hilfe, Anhängerschaft, Beistand oder Vorschub erweist, sondern sofern Ihr ihm beikommen, ihn ergreifen und seiner mächtig werden könnt, ihn gefangen nehmt und uns wohlbewahrt zusendet oder das zu tun beauftragt oder uns wenigstens, wenn er Euch in die Hand gebracht wird, unverzüglich verkündet und anzeigt und ihn inzwischen im Gefängnis behaltet, bis Euch von uns Be-

¹⁸ Armin Kohnle: Reichstag und Reformation. 100.

scheid gegeben wird, was Ihr ferner nach Rechtsordnung gegen ihn unternehmen sollt und Ihr für ein solches heiliges Werk, Eure Mühe und Kosten eine angemessene Entschädigung empfangen werdet (...). Ferner gebieten wir Euch allen und einem jeden von Euch, (...) dass keiner von Euch die Schriften des obengenannten Martin Luther, die von unserem Heiligen Vater, dem Papst, wie oben steht, verdammt, und alle anderen Schriften, die in Latein und Deutsch oder in anderer Sprache bisher von ihm verfasst sind oder künftig verfasst werden, als boshaft, argwöhnisch und verdächtig und von einem offenbaren, hartnäckigen Ketzer ausgegangen, kaufe, verkaufe, lese, behalte, abschreibe, drucke oder abschreiben oder drucken lasse, noch sich seiner Meinung anschließe, diese auch nicht festhalte, predige oder schütze noch in einer anderen Weise, wie Menschensinn erdenken kann, es wage, ohne Rücksicht darauf, ob darin etwas Gutes eingeführt werde, um den einfältigen Menschen damit zu betrügen.“¹⁹

Als dieses Edikt, das ihn schutzlos machen sollte, erlassen wurde, war er schon beschützt: Worms hatte er bereits einen Monat zuvor, am 26. April verlassen, zwar in dem Wissen, dass er versteckt werden sollte, aber ohne eine Ahnung, wo dies sein werde²⁰ – und in einer berühmt-berüchtigten Szene wurde er am 4. Mai in der Nähe von Eisenach von einigen Männern überfallen, die ihn im Auftrag des Kurfürsten Friedrichs des Weisen auf die Wartburg verbringen sollten. So konnte der Kurfürst ihn schützen, ohne sich öffentlich hierzu bekennen zu müssen. Zehn Monate sollte Luther als Junker Jörg verkleidet auf der Wartburg verbleiben – unter den zahlreichen Werken, die hier entstanden, ist die Übersetzung des Neuen Testaments wohl das bekannteste. Luther gab in seiner Sprache weiter, was ihm in den Jahren des Konflikts stets die einzige gewisse Basis gewesen war: Gottes Wort.

¹⁹ Siehe hierzu: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. Bd. 2. Gotha 1896 (Deutsche Reichstagsakten. Jüngere Reihe 2), 653, 1–5; 653, 19–655, 3; 655, 12–655, 23; Der Text ist in komplexer frühneuhochdeutscher Rechtssprache abgefasst, daher hier in neuhochdeutscher Übersetzung wiedergegeben.

²⁰ WA.B 2, 305, 5 (Nr. 400).

**Ein Stück verloren geglaubter Weimarer Musikgeschichte wird
greifbar –
Johann Sebastian Bachs neu aufgefundene Arie
Alles mit Gott und nichts ohn' ihn BWV 1127**

von MICHAEL MAUL*

Als Johann Sebastian Bach am 2. Dezember 1717 wegen „halbstarriger Bezei- gung [...] mit angezeigter Ungnade“¹ aus Weimarer Diensten entlassen worden war und sein neues Amt als Kapellmeister in Köthen antrat, verließ nicht nur der berühmteste Sproß der Bach-Familie sein Heimatland Thüringen, um von nun an sein Glück anderswo zu suchen. Das Schicksal wollte es anscheinend auch so, daß mit der unehrenhaften Entlassung ein massiver Verlust an Quel- lenmaterialien, sei es an dokumentarischen Belegen von Bachs Weimarer Wir- ken, sei es an hier entstandenen Musikalien, einherging. An überlieferten Ori- ginalquellen seiner in Weimar entstandenen Werke sind heute zwar noch eini- ge, leider aber insgesamt viel zu wenige Kantatenhandschriften vorhanden. Von Bachs umfangreichem Orgelschaffen jener Jahre sind gar nur das *Orgel- büchlein*, der Orgelchoral *Nun komm der Heiden Heiland* BWV 660a und das Concerto d-Moll BWV 596 als originäres Weimarer Notenmaterial erhalten geblieben.²

Von den großen Verlusten an Bachiana ist Weimar selbst besonders hart be- troffen, denn innerhalb der im örtlichen Hauptstaatsarchiv aufbewahrten histo- rischen Archivalien des herzoglichen Hofes konnte bislang kein einziges auto- graphes Schriftzeugnis Bachs nachgewiesen werden. Lediglich verstreut über- lieferte Protokollnotizen und Rechnungsbücher zeugen noch von dem immer- hin 9jährigen Wirken des einstmaligen Hoforganisten und Konzertmeisters.

* Der vorliegende Beitrag ist eine Zusammenfassung meiner Forschungen zu Bachs 2005 aufgetauch- ter Arie. Ausführlich bespreche ich den Fund in meinem Aufsatz „*Alles mit Gott und nichts ohn' ihn*“ – eine neu aufgefundene Arie von Johann Sebastian Bach, In: *Bach-Jahrbuch* 2005, S. 7–34. Siehe auch die inzwischen erschienene Faksimile-Ausgabe der Komposition (*Faksimile-Reihe Bachscher Werke und Schriftstücke, Neue Folge*, Band 1, hrsg. von Michael Maul, Kassel etc. 2005).

¹ So berichten es die Aufzeichnungen des Weimarer Hofsekretärs Theodor Benedikt Bormann; siehe *Bach-Dokumente*, Band 2, *Fremdschriftliche und gedruckte Dokumente zur Lebensgeschichte Jo- hann Sebastian Bachs 1685 – 1750. Kritische Gesamtausgabe*, vorgelegt und erläutert von Werner Neumann und Hans-Joachim Schulze, Kassel 1969, [im Folgenden: Dok II], Nr. 84.

Die Ursachen für Bachs Bruch mit dem Weimarer Hof liegen möglicherweise in der Tatsache be- gründet, dass man nach dem Tode des Kapellmeisters Johann Samuel Drese (gest. am 1. Dezember 1716) nicht Bach, sondern Georg Philipp Telemann als Nachfolger verpflichten wollte.

² Siehe die Übersicht bei Christoph Wolff: *The Learned Musician*, New York 2000, S. 168.

Und es stellte bis vor Kurzem wahrhaft eine Ironie des Schicksals dar, dass das einzige in Weimar vorhandene Bach-Autograph ein Empfehlungsschreiben des Thomaskantors (!) Bach aus dem Jahr 1734 war, das dieser dem ehemaligen Thomaner Paul Christian Stoll mit auf den Weg gab, der es im gleichen Jahr für seine Bewerbung um das Kantorat im ostthüringischen Auma verwendete.³ Das Schreiben gelangte jedoch erst im 19. Jahrhundert nach Weimar, und dies auch nur, weil der Aktenbestand des Konsistoriums Leipzig in der Folge des Wiener Kongresses aufgelöst wurde und die Archivalien der nunmehr zum Herzogtum Sachsen-Weimar gehörenden Städte dorthin abgegeben werden mussten. Mit-hin liegt also auch mit diesem Bachbrief kein Weimarer Wirkenszeugnis im eigentlichen Sinne vor.

Im Rahmen eines Forschungsprojektes des Bach-Archivs Leipzig und der Ständigen Konferenz mitteldeutsche Barockmusik e. V., das sich u. a. das ehrgeizige Ziel gesetzt hat, systematisch sämtliche Bach-Dokumente im mitteldeutschen Raum zu erschließen, hatte ich im Winter 2005 damit begonnen, die Weimarer Bibliotheks- und Aktenbestände erneut zu überprüfen. Die Erwartungen waren anfänglich nicht sehr hoch, da sich seit Philipp Spitta eine Reihe von namhaften Bachforschern mit dem Thema auseinandergesetzt hatten und man eigentlich davon ausgehen konnte, dass die noch vorhandenen historischen Archivalien bereits Blatt für Blatt durchgegangen worden waren.

Weimarer Gelegenheitsdichtungen

Als wesentliches Forschungsvorhaben war daher die Erkundung der bachrelevanten Bestände in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek vorgesehen. Auch hier waren die Erwartungen eher gedämpft, zumal dem furchtbaren Bibliotheksbrand im September 2004 vor allem Materialien des 17. und frühen 18. Jahrhundert zum Opfer gefallen sind. So wurden anscheinend auch die von Philipp Spitta erstmals erwähnten⁴, während des 20. Jahrhunderts aber nicht mehr nachweisbaren und erst 2003 von Peter Wolny wieder aufgefundenen Texthefte zu Bachschen Kantatenaufführungen anscheinend Opfer der Flammen, ebenso der überwiegende Teil der Musikaliensammlung. Auch das Widmungsexemplar des Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar zugeeigneten *Musicalischen Lexicons* (1732) von Johann Gottfried Walther hat den Brand nicht überstanden.

³ Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Sign. B 3032 F 406 (*Praesentations Schreiben und Vocationes derer Cantoren und Organisten zu Auma 1598 – 1788*). Das erst 1978 bekannt gewordene Dokument ist ausführlich beschrieben bei Reinhold Krause: *Noch ein unbekanntes Zeugnis Johann Sebastian Bachs*. In: *Bach-Jahrbuch* 1978, S. 73–77.

⁴ Siehe Philipp Spitta: *Johann Sebastian Bach*, Erster Band.

In den Blickpunkt meines Interesses fiel aber eine unversehrte umfangreiche Bestandsgruppe an Gelegenheitsschrifttum, also Drucken und Handschriften verschiedenster Art und Autoren, die sämtlich als Glückwünsche oder Huldigungen an die Weimarer Regenten des frühen 18. Jahrhunderts angelegt sind und in dieser Vielfalt den repräsentativen Teil des Hoflebens um Johann Sebastian Bachs Dienstherrn, den Herzog Wilhelm Ernst (1662 – 728), in einmaliger Dichte dokumentieren. Es handelt sich hierbei um originären herzoglichen Altbestand, der ursprünglich in der Bibliothek im Stadtschloss aufbewahrt worden war, 1766 im umgebauten „Grünen Schlößchen“ Einzug hielt und seither – mehr oder weniger beachtet – dort lagert.⁵ Darunter befinden sich auch zahlreiche Textdrucke und Handschriften von Glückwunschkantaten des für Johann Sebastian Bach als Textdichter tätigen Salomon Franck. Vor allem diese hatten mein Interesse geweckt, denn: Fällt ihre Entstehungszeit mit Bachs Wirken als Hoforganist (1708 – 1714) und Konzertmeister (1714 – 1717) in Weimar zusammen, so wäre er ein potentieller „Tonsetzer“ für diese Texte gewesen. Vielleicht – so hoffte ich – könnte man anhand von Textparallelen zu erhaltenen Bach-Kantaten im Einzelfall nachweisen, dass hier möglicherweise Libretti zu verschollenen Werken Bachs vorliegen; schließlich hat sich Bach gern selbst kopiert und parodiert.

Um das Ziel zu erreichen, sämtliche Kantatentextdrucke der Bachzeit aus dem Bestand herauszufiltern, war es erforderlich, die insgesamt über 1000 Einzeldrucke Stück für Stück durchzugehen, da man oft anhand eines im Bibliothekskatalog verzeichneten Titels nicht entscheiden kann, ob sich dahinter ein Gedicht, ein Kantaten- oder Serenadentext bzw. ein Glückwunsch anderer Art verbirgt. Dankenswerterweise ermöglichten mir die Mitarbeiter der Herzogin Anna Amalia Bibliothek im Mai 2005 eine solche Arbeitsweise, und so waren die Voraussetzungen geschaffen, dass eine seit fast 300 Jahren hier schlummernde musikalische Sensation überhaupt in das Blickfeld der Forschung gelangen konnte.

⁵ Aus Sicht der Bachforschung scheinen sich bisher nur Alfred Dürr und Lothar Hoffman-Erbrecht mit dem Bestand auseinandergesetzt zu haben, als sie das Schaffen Salomon Francks erkundeten; siehe Lothar Hoffmann-Erbrecht: *Bachs Weimarer Textdichter Salomo Franck*. In: *Johann Sebastian Bach in Thüringen*. Weimar 1950, S. 120–134 u. Artikel *Salomon Franck*. In: MGG, Band 4, Sp. 681 (Alfred Dürr). Der bei Hans Rudolf Jung: *Johann Sebastian Bach in Weimar*. Weimar 1985, S. 41 abgebildete handschriftliche Text einer an Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar gerichteten Huldigungskantate von Johann Gottfried Walther aus dem Jahr 1719 (Sign. B 106) stammt ebenfalls aus dieser Bestandsgruppe.

Alles mit Gott und nichts ohn' ihn

Als ich am 17. Mai 2005 die großen Kartons mit den Einzeldrucken durchsah, stieß ich irgendwann innerhalb einer Mappe von 81 Gelegenheitsschriften aus dem Zeitraum 1712 bis 1716 auf einen Geburtstagsglückwunsch für den regierenden Herzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar mit dem – aus musikgeschichtlicher Sicht – völlig uninteressant erscheinenden Titel (Signatur: B 24; siehe Abb. 1):

Des
Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn
HERRN
Wilhelm Ernsts
Herzogs zu Sachsen/ [...]
Christ=Fürstlicher Wahl=Spruch
Oder
SYMBOLUM,
Omnia cum DEO, & nihil sine eo.
Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn.
Aus unterthänigster Schuldigkeit erwogen und unter Hertz=inbrünstigem
Anwunsche alles innen enthaltenen/ und weit mehr aller ersinn=
lichst=Leib= und geistlichen Seegens
An Ihr. Hoch=Fürstl. Durchl.
den XXX. Octobr. MDCCXIII. abermahls höchst=beglückt zur Freude des
gesamten Landes anscheinenden
Hochfürstl. Geburtstags=Tage
und gesegnetem Antritt Dero 53sten Lebens=Jahres
In tiefster Unterthänigkeit überreicht
von Johann Anthon Mylio/ Sup. in Buttstadt.
Weimar/ gedruckt mit Mumbachischen Schriftten.

Der Buttstädter Superintendent Johann Anton Mylius hatte demnach 1713 seinem Landesherrn anlässlich des Antrittes von „Dero 53sten Lebens=Jahres“ dessen Wahl=Spruch „Omnia cum DEO, & nihil sine eo.“ 1713 überreicht. Auf den folgenden fünf Seiten findet sich eine Dichtung abgedruckt (siehe Anlage), die in 12 unter dem wörtlich übersetzten Motto „Alles mit Gott und nichts ohn' ihn“ stehenden Strophen den Wahlspruch des Herzoges auf vielfältige Weise interpretiert. Überraschend schließt sich auf den letzten beiden Seiten eine in Partiturform niedergeschriebene Vertonung dieses Textes an: Eine „Aria Soprano Solo è Ritornello“; der Name des Komponisten wird nicht genannt (siehe

(siehe Abb. 2).

Ohne Zweifel handelt es sich hierbei um ein Autograph Johann Sebastian Bachs, wie Schriftvergleiche mit dem im August 1713 niedergeschriebenen Kanon BWV 1073, der im vorangegangenen Frühjahr entstandenen *Jagdkantate* BWV 208 und den partiell ebenfalls um 1713 entstandenen Chorälen in Bachs *Orgelbüchlein* bestätigen. Die musikalische Qualität des Stückes lässt zudem keinen Zweifel daran aufkommen, dass es sich bei Schreiber und Komponist der Arie um dieselbe Person handelt.

Anhand einer Papieranalyse, der Lagenstruktur und der minutiös geplanten Gesamtanlage des Druckes lässt sich belegen, dass der handschriftliche Notenanhang Teil des *Geburtstagsgeschenkes* war und nicht etwa Mylius' Huldigungsstrophen erst im Nachhinein von Bach vertont wurden. Insofern ergibt sich für die Entstehungsumstände von *Alles mit Gott* BWV 1127 ein recht schlüssiges Szenario.

Entstehungsgeschichte

Im Vorfeld der alljährlichen Geburtstagsfeierlichkeiten des Weimarer Herzogs sah sich der im circa 30 km nördlich von Weimar gelegenen Buttstädt wirkende Superintendent Johann Anton Mylius veranlasst, das Ereignis mit einem eigenen Glückwunschbeitrag zu bereichern. Motive dazu ergeben sich aus dessen Biographie: So hatte der 1657 in Riechheim bei Arnstadt geborene Mylius (gest. 1724 in Buttstädt) in nur kurzer Zeit eine ansehnliche Karriere als Theologe gemacht. Nachdem er zunächst acht Jahre als Diakon an St. Andreas in Erfurt gewirkt hatte, war er 1690 ins weimarische Niederroßla als Pfarrer berufen worden. Vier Jahre später wurde er hier zum ersten örtlichen Superintendenten überhaupt ernannt und übersiedelte 1697 mit diesem Amt in den neuen Sitz des Ephorus nach Buttstädt. In Buttstädt tat er sich später durch den noch heute zu bewundernden Kirchenumbau, die Neuorganisation der gottesdienstlichen Figuralmusik und die Installation eines eindrucksvollen Orgelwerks hervor. Bei dessen Planung bediente er sich der Hilfe von Bachs Amtsvorgänger, des Weimarer Hoforganisten Johann Effler.

Insofern gab es für Mylius Gründe genug, sich gegenüber dem Landesherrn dankbar zu erzeigen, aber sich auch gelegentlich, womöglich wegen einer angestrebten weiteren Beförderung, in Erinnerung zu rufen. Mylius' Entscheidung, auf der Basis des herzoglichen Wahlspruches eine zwölfstrophige, zum Singen bestimmte Dichtung zu schaffen, war mit Bedacht gewählt, denn der bekanntermaßen fromme Herzog Wilhelm Ernst wollte diesen Spruch als sein Lebens- und Regierungsmotto verstanden wissen. Eine gesungene Auslegung muss für den Herzog also einen besonderen Reiz gehabt haben.

Schwieriger und ohne weiteres nicht zu beantworten ist die Frage, warum

gerade Bach mit der Vertonung der Worte beauftragt wurde. Bekanntermaßen ergab sich für ihn erst mit der im März 1714 ausgefertigten Ernennung zum Konzertmeister die Verpflichtung, von nun an „Monatlich neue Stücke“⁶, also aller vier Wochen, Kirchenmusik zu komponieren. Zuvor war sein Wirken theoretisch auf das Spielen der Orgel, mithin auf die Fertigung von Tasten- und Instrumentalmusik begrenzt gewesen. Weshalb Mylius also Bach im Oktober 1713 mit der Komposition beauftragte, ob dies aufgrund höherer Anweisung geschah, oder der 28jährige Hoforganist nur zum Zuge kam, weil vielleicht die beiden von Dienstwegen für die höfische Vokalmusik zuständigen Kapellmeister Drese den Auftrag abgelehnt hatten, entzieht sich unserer Kenntnis. Allerdings könnte Bachs Vertonung durchaus zu seiner späteren Beförderung beigetragen haben, oder uns einen generellen Hinweis darauf geben, dass etwa die im Frühjahr 1713 für Weißenfels entstandene *Jagdkantate* BWV 208 und die ebenfalls aufgrund des Schriftbefundes offenbar in die Zeit vor 1714 fallenden Niederschriften der Kantaten BWV 18, 21 und 199 keine Einzelfälle waren, sondern vielmehr den Wunsch des Hoforganisten nach neuen, breiteren Aufgabefeldern anzeigen. Wie viele der zahlreich in der Anna Amalia Bibliothek erhaltenen Texte zu Geburts-, Namens- oder Neujahrskantaten wird Bach also tatsächlich noch vertont haben? Jedenfalls muss Bach Mylius' Verse unmittelbar nach der Drucklegung erhalten haben, um auf den zwei leer gebliebenen Seiten seine Partitur einzutragen. Dann wurde das Stück musiziert und dem Herzog als Präsent überreicht.

Die Uraufführung von *Alles mit Gott* dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach in der Weimarer Schlosskapelle stattgefunden haben. Entsprechend der gebräuchlichen Vorgehensweise fand die offizielle Begehung des Geburtstagsfestes stets am jeweils auf den 30. Oktober folgenden Sonntag statt. Dieser Tag stand 1713 aber deutlich im Schatten der tags darauf erfolgten feierlichen Wiedereinweihung der umgebauten Weimarer Jakobskirche, und das umfangreiche dazu erschienene Schrifttum liefert keine Hinweise auf die Aufführung von *Alles mit Gott*. Vermutlich wurde die Arie im Rahmen der täglichen Andacht am Geburtstag selbst, oder spätestens an jenem Sonntag – dem 5. November 1713 – aufgeführt. Dabei könnte ihr durchaus der Status der offiziellen Festmusik beigemessen worden sein, denn merkwürdigerweise lieferte der zu derartigen Anlässen in der Regel dichterisch aktiv werdende ‚Hofpoet‘ Franck zu diesem Ereignis keinen eigenen Glückwunschbeitrag. Und auch alle weiteren eingegangenen Huldigungsdrucke – jedenfalls soweit sie überliefert sind – waren offensichtlich nicht zur Vertonung bestimmt.

Nicht sicher zu beantworten ist ebenfalls die Frage nach der damaligen Auf-

⁶ Dok II, Nr. 66.

führungslänge der Arie. Der Form nach handelt es sich bei dem Stück um die bisher bei Bach überhaupt nicht belegte traditionelle Gattung der Strophenarie mit einem die einzelnen Strophen voneinander abtrennenden Streicherritornell. Bach unterlegte nur den Text zur ersten Strophe, was zum einen schlichtweg Platzgründen geschuldet ist. Zum anderen lag der Text aller zwölf Strophen ohnehin gedruckt vor, und es bedurfte daher nur *eines* Exempels für die Textunterlegung.

Einiges spricht dafür, dass damals tatsächlich alle Strophen erklangen. So wird Mylius, als der Auftraggeber der Komposition und Verfasser des Textes, darauf bestanden haben, dass seine – im Textdruck minutiös mit Bibelkonkordanzen kommentierte – Exegese des herzoglichen Wahlspruches vollständig erklang. Die zentrale Bedeutung der Worte wird ihm eine sich in diesem Fall ergebende Aufführungsdauer von etwa 50 Minuten auch eingeräumt haben. Dass dabei der in jeder Strophe fast identisch wiederkehrende A-Teil der Dichtung – das Motto *Alles mit Gott...* – jeweils fast unverändert erklang, mag aus heutiger Sicht ermüdend wirken. Aus damaliger Sicht waren es aber gerade diese Worte, die allgemein für Leben und Wirken des Weimarer Herzogs stehen sollten und daher gewissermaßen auch dem ganzen Herzogtum als Wahlspruch galten. Das immer wiederkehrende Motto lud die Zuhörer mithin zur Andacht über diese wichtigen Worte ein.

Ein Spiel mit Symbolen

Außerdem sind in dem gesamten Text der Arie eine Reihe kleiner Finessen versteckt, die sich erst bei der Betrachtung aller Strophen erschließen. So wird das Motto *Alles mit Gott und nichts ohn' ihn...*, wie bereits erwähnt, in allen 12 Strophen als Beginn beibehalten. Nur die zweite Verszeile und der folgende B-Teil verändern sich. In der zweiten Verszeile wird dabei jedoch immer nur ein Wort ersetzt. Zunächst beginnt es mit:

„Wird Ein=Her Wunder=Segen Ziehn“,

in der zweiten Strophe heißt es:

„Wird Einher Jesus Segen Ziehn“,

und so weiter (siehe die Wiedergabe des gesamten Textes im Anhang).

Die im Textdruck durch Fettdruck hervorgehobenen Anfangsbuchstaben des jeweils veränderten dritten Wortes dieser Verse ergeben nach unten gelesen das

genau zwölf Buchstaben umfassende Akrostichon WJLHELM ERNST – woraus sich erklärt, warum Mylius genau 12 Strophen dichtete!

Auch die sechs Anfangsbuchstaben aller Worte der zweiten Verszeile in Strophe 1 spielen auf den Landesherrn an, denn ließt man die ersten drei von links, die anderen von rechts, ergeben sich die Initialen von „Wilhelm Ernst Herzog Zu Sachsen=Weimar“ (in den Strophen 2ff. entfällt nur das „Weimar“).

Auch Bach scheint von den textdichterischen Spielereien seiner Vorlage nicht unbeeindruckt geblieben zu sein, und wir dürfen annehmen, dass er mit dem exakt 52 Bassnoten umfassenden einleitenden Continuo-Vorspiel die vergangenen 52 Lebensjahre des Herzogs „hörbar machen“ wollte, bevor der Sopran mit seinen Glückwünschen für das 53. begann.

Stilistik

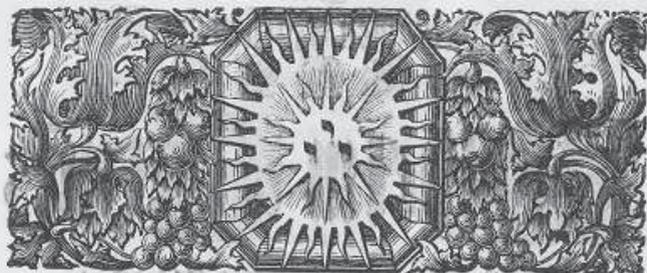
In der Arie zeigt sich Bachs – wohl in den unmittelbar vorangegangenen Jahren angeeignete – Fähigkeit zu kantabler Gesangsmelodik und im Umgang mit der modernen Dacapo Arie. Die am Schluss einer jeden Strophe von Seiten des Textdichters vollzogene Spiegelung der Verse des A-Teils stellte ihn dabei vor eine echte formale Herausforderung, die er aber durch ein geschicktes, auskomponiertes Dacapo souverän meisterte. Bemerkenswert ist ebenfalls Bachs starkes Gespür für die zwei Ebenen des Textes, indem er den im A-Teil stets wiederkehrenden Wahlspruch des Herzogs kunstvoll, mitunter melismatisch vertonte, hingegen im B-Teil eine sich auf die Worte konzentrierende syllabische, jedoch harmonisch ausgreifende – fast choralartige – Setzweise wählte.

Besonders eindrucksvoll ist das Streicherritornell gearbeitet, das mit seinen dichten Imitationen deutlich an Techniken anknüpft, wie sie schon aus dem in Teilen gleichzeitig entstandenen *Orgelbüchlein* bekannt sind. Und auch die Idee, das Hauptmotiv der eigentlichen Arie im Ritornell aufzugreifen, kunstvoll fortzuspinnen, zu sequenzieren und zu steigern, macht dieses wahrhafte „Gelegenheitswerk“ zu einem Glanzstück seiner Gattung überhaupt.

Wundersegen

Im Text der Arie ist gleich zu Beginn von einem „Wundersegen“ die Rede. Dieser muss auch über Bachs Arie gelegen haben, die nunmehr als das einzige erhaltene *weltliche* Vokalwerk – der Text mutet zwar „geistlich“ an, der Anlass ist jedoch eindeutig profaner Natur – für den Weimarer Hof gelten kann. Nachdem das Werk 1713 aufgeführt worden war, wurde das Manuskript in die Bestände der herzoglichen Bibliothek eingegliedert, wo es dann bis heute einen fast 300jährigen „Dornröschenschlaf“ antrat und dabei allen über Bibliothek

und Schloss hereinfliegenden Unglücksfällen trotzte. In besonderem Maße muss dieser „Wundersegen“ die Arie aber während des Bibliotheksbrandes im Jahr 2004 beschützt haben. Die prächtigen Buntpapiereinbände, die die Drucke der gesamten Bestandsgruppe der Weimarer Huldigungsschriften auszeichnen, erwiesen sich dabei als schicksalhaft für deren weiteres Fortbestehen. Denn um diese Einbände wissenschaftlich zu erschließen und zu katalogisieren, befanden sich die Schriften zum Zeitpunkt des Brandes in der hauseigenen Restaurationswerkstatt, und nicht an ihrem angestammten Platz, der vollständig niedergebrannten zweiten Galerie des Rokokosaals. Nur diesen glücklichen Umständen ist es zu verdanken, dass wir nun – 70 Jahre nach Bekanntwerden von Bachs Kantatenfragment *Bekennen will ich seinen Namen* BWV 200 – wieder ein zuvor gänzlich unbekanntes Bachsches Vokalwerk kennenlernen dürfen. Und der eingangs erwogene schicksalhafte Zusammenhang zwischen dem unwürdigen Abgang Bachs und der schlechten musikalischen wie dokumentarischen Quellenüberlieferung seiner Weimarer Jahre wird mit dem Fund ein wenig entkräftet. Damit wird in Weimar mit der Arie ein Stück verloren geglaubter Musikgeschichte im wahrsten Sinne des Wortes wieder greifbar: ein Weimarer Bachwerk, das bis in die Gegenwart an seinem Entstehungsort erhalten blieb – was kann es für ein schöneres authentisches Wirkenszeugnis für eine Bachstadt geben!



C. D.

Omnia cum DEO & nihil sine eo.

Alles mit **G**ott und nichts
ohn **I**hn.

I.

Alles mit **G**ott und nichts ohn' **I**hn:

Wird ^(*) Ein-Her ^(*) Wunder-Seegen Ziehn;

^(*) Denn **G**ott / der **B**under thut / im **H**immel und auf **E**rden /

^(*) **B**ill denen **F**rommen / selbst / zum **B**under-Seegen werden.

^(*) **D**er **M**ensch bemühet sich / will **B**under-Biel verrichten

Und / voller **U**neruh' ist sein **S**innen / **D**encken / **Z**ichten /

Soll einher **W**under-Seegen Ziehn /

Alles mit **G**ott und nichts ohn' **I**hn.

II.

Alles mit **G**ott und nichts ohn' **I**hn:

Wird Ein-Her **J**esus Seegen Ziehn

Der

(*) Symb. regium: Pf. 18. v. 30. Pf. 60. v. 14. 1. Chron. 30. v. 14. 16. Cui respondent: Omnia cum Christo, & nihil sine ico. Omnia cum flamine, & ejus moderamine.
(*) Continent littera initials ut & mediales illustrissimum nomen Serenissimi Regentis nostri. (y) D. Cornelius Becker in PL. 45. v. 2. (c) Pf. 72. v. 18. Pf. 77. v. 35. (c) Genes. 15. v. 1. (e) Hiob 14. v. 1.

Abbildung 1: Titelblatt des Textdruckes zu „Alles mit Gott“ BWV 1127.

Ein Stück verloren geglaubter Weimarer Musikgeschichte wird greifbar

Aria Sopra Solo e Ritornello

Alles mit Gott zu nichts als
Alles hindernis, - gen außer sich alle sind
Gott und die eh. Wunderröcke Wunderkraft sich
alle mit Gott zu nichts als
Wunder Wunderröcke - ich zu dem Gott der alle die Welt im Himmel und die
Wunderkraft sich alle die Welt im Himmel und die
Wunderkraft sich alle die Welt im Himmel und die
Wunderkraft sich alle die Welt im Himmel und die

Abbildung 2: Erste Seite von Johann Sebastian Bachs Autograph zu Alles mit Gott BWV 1127.

Anhang: Text der Arie *Alles mit Gott und nichts ohn' ihn* BWV 1127

C. D.

Omnia cum DEO & nihil sine eo.

**Alles mit GOTT und nichts
ohn' Ihn.**

I.

Alles mit Gott und nichts ohn' Ihn:
Wird Ein=Her Wunder=Seegen Ziehn;
Denn Gott/ der Wunder thut/ im Himmel und auf Du/ GOTT des Himmels/ kanst den Himmel ja erhö-
Erden/
Will denen Frommen/ selbst/ zum Wun-
der=Seegen werden.
Der Mensch bemühet sich/ wil Wunder=Viel
verrichten
Und/ voller Unruh' ist sein Sinnen/ Dencken/
Tichten/
Soll einher Wunder=Segen ziehn/
Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn.

II.

Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn:
Wird Ein=Her Jesus Seegen Ziehn
Der grosse Segens=Herr/ kan rechten Segen brin-
gen/
Tritt er nur in das Schiff/ so muß es wohl gelin-
gen.
Wär aller Segen gleich vorhero weit entfernt/
Wohl dem! der dieses/ wohl/ bey seiner Arbeit
lernet:
Soll einher JESus Seegen ziehn/
Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn.

III.

Alles mit Gott und nichts ohn' ihn
Wird Ein=Her Landes=Seegen Ziehn
Mit Gott muß alles seyn, solls LandesHerrn ge-
rathen.
Ach! seegne lieber GOTT! Im Lande/ Rath und
Thaten/
Daß sich das ganze Land/ in Ruhe des erfreuet/
In vollen Seegen liegt/ und diesen Schluß
verneüet:
Soll einher Landes=Seegen ziehn/
Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn.

IV.

Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn:
Wird Ein=Her Himmels=Seegen Ziehn.
Wird Ein=Her Himmels/ kanst den Himmel ja erhö-
ren
Es kan dein Himmels=Schooß/ Korn/ Most und
Oel bescheren/
Wenn Regen/ Sonnenschein/ zur rechter Zeit/ sich
küßen/
Wenn Erd und Himmel lacht und man wird sagen
müßen:
Soll einher Himmels=Seegen ziehn/
Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn.

V.

Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn:
Wird Ein=Her Edlen Seegen Ziehn
Ein Schatz und Horn des Heyls/ voll/ edler Frucht
der Erden
Soll/ von der Allmachts=Hand/ in Schooß geschüt-
tet werden/
Da kan/ vom Himmels=Thau/ man edle Früchte
brechen/
Die Sonn und Mond gebährn/ daß edle Seelen
sprechen:
Soll einher Edler Seegen ziehn/
Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn.

VI.

Alles mit GOTT und nichts ohn Ihn
Wird Ein=Her Lebens Seegen Ziehn.
Der Lebens=Fürst verheißt Gesundheit/ Seegen/
Leben/
Wo Brüder Eintracht lebt, wil Lebens=Kräfte
geben.
Des Menschen Lebens=Burg viel Feinde stets
befähden/
Sein Thun ist voller Müh' / und niemand kanns
ausreden.
Soll einher Lebens=Seegen ziehn/
Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn.

VII.

Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn:
Wird Ein=Her Manchen Seegen Ziehn
Mein GOTT du kennest ja und zehlest alle
Schritte/

Ach! höre/ doch/ was ich im gantzen Leben/Bitte:
Nichts ohne dich/ mit dir/ mein Alles anzugehen/
So bin ich schon vergnügt/ der Spruch wird feste
stehen:

Soll einher mancher Seegen ziehn/
Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn.

VIII.

Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn
Wird Ein=Her Ewgen Seegen Ziehn.
Was ist das Irrdische? Ein Schatten der verflieget/
Und den das Himmlische unendlich überwieget.
Diß alles/ jenes nichts. Wirst du sie beyde prüfen/
GOtt muß der Leit=Stern seyn/ wilst du dich nicht
vertieffen.

Soll einher ewger Seegen ziehn/
Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn.

IX.

Alles mit Gott und nichts ohn' Ihn
Wird Ein=Her Reichen Seegen Ziehn!
Ein Gott/ der überreich/ wird überschwenglich
schenken/
Weit über das was wir verstehen/ bitten/ denken/
Was Welt für Reichthum hält/ kan schwinden und
zerrinnen/
Ich weiß schon/ wie ich soll des Seegens=Reich
gewinnen:

Soll einher reicher Seegen ziehn/
Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn.

X.

Alles mit Gott und nichts ohn' Ihn:
Wird Ein=Her Neuen Seegen Ziehn.
Weil seine GüT und Treu das Morgen=Licht ver-
neuet/

Und er die Seinen gern mit neuer Krafft erfreuet/
Ihn halt ich/ laß Ihn nicht/ Er wird aufs neue
walten

Was ohne GOTT geschicht/ muß alles bald
veralten.

Soll einher neuer Seegen ziehn/
Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn.

XI.

Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn:
Wird Ein=Her Seelen=Seegen Ziehn!
Der Leib die Seele nicht; Doch keines wird ver-
derben;
Sie sind in GOTTes Hand; Wer gläubt/ soll nim-
mer sterben.

Was hilffts/ wenn/ ohne GOTT/ in Gold sich man-
che baden?

Die Welt ist ihr Gewinnst/ die Seele nimmet
Schaden.

Soll einher Seelensegen ziehn,
alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn.

XII.

Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn:
Wird Ein=Her Tausend Seegen Ziehn.
GOtt Vater/ der du wohnst/ wo tausend Chöre
thönen/
Ach! laß/ durch mein Gebet/ in Christo/ dich
versöhnen!
Dein Geist mein Hertz und Sinn in allen dahin
lencke:
Nichts ohne dich, mein GOTT. Hilff daß ich stets
bedencke:

Soll einher tausend Seegen ziehn/
Alles mit GOTT und nichts ohn' Ihn.

Umweltbiotechnologie in Europa: Trends und Entwicklungen*

von ULRICH STOTTMEISTER

Einleitung

Alexander von Humboldt hat in seinen „Ansichten der Natur“ bereits die wichtige Erkenntnis gewonnen, dass die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und deren wesentliche Grundlage, der wissenschaftliche Erkenntnisgewinn, zur Zerstörung der Natur geführt hat: Zitat: „...die frühere Herausbildung des Menschengeschlechtes hat die Waldungen verdrängt und der umschaffende Geist der Nationen beraubte die Erde dieses Schmuckes...“

Es bleibt die Frage, ob allgemein eine derartige Entwicklung unabdingbar ist oder aber, ob wiederum Forschung und Entwicklung Alternativen aufzeichnen und Wege, die eine weitere Entwicklung fördern, die aber nicht auf Kosten der Umwelt stattfindet. Über diese einfache Betrachtung hinausgehend kann heute eingeschätzt werden, dass Humboldt als einer der Gründerväter der modernen Umweltwissenschaften gelten kann, da er Umweltfragen bereits jenseits allzu enger Grenzen wissenschaftlicher Disziplinen umfassend und umsichtig aufgedeckt und untersucht hat (Franz-Theo Gottwald, über einen Vortrag von Dr. Manfred Osten: „Der See von Valencia: Alexander von Humboldt und die Anfänge der Umweltbewegung“, Münchner Forum Nachhaltigkeit, 12. September 2007).

Im vorliegenden Beitrag soll beispielhaft gezeigt werden, dass das Spezialfach Umweltbiotechnologie durch Inter- und Transdisziplinarität einen wesentlichen Beitrag zur Entlastung der Umwelt leistet. Im europäischen Rahmen erweitern sich die Möglichkeiten und ergänzen sich. Sie führen in der Weiterentwicklung zu einer neuen Qualität, die nicht nur die Beseitigung von Altlasten beinhaltet, sondern auch die Entstehung neuer Belastungen der Umwelt verhindert. Neue Entwicklungen führen auch zu neuen, umweltfreundlichen Produktionswegen, die eine nachsorgende Behandlung unnötig machen.

Nach einer Einführung in das Fachgebiet werden die gegenwärtigen europäischen Strukturen und Aktivitäten der umweltbiotechnologischen Forschung dargestellt. Die internationale Entwicklung wird berücksichtigt, und Entwicklungstendenzen werden aufgezeigt.

* Vortrag auf der 86. Tagung der Humboldt-Gesellschaft vom 2. – 4. November 2007 in Bad Nauheim.

Umweltbiotechnologie – ein interdisziplinärer Wissenschaftszweig

Wie die Wortkombination „Umweltbiotechnologie“ es erwarten lässt, werden die Prinzipien der Biotechnologie auf spezifische Umweltfragen angewendet. Biotechnologie ist nach der vereinfachten Definition „die Wissenschaft von den Methoden und Verfahren, die zur technischen Nutzbarmachung biologischer Prozesse dient“. Mit diesem Ziel nutzt die Biotechnologie alle naturwissenschaftlichen und technischen Erkenntnisse und fokussiert sie auf ein spezifisches Anwendungsgebiet (siehe Abb. 1). Die Hauptakteure der biologischen Umsetzungen in der Umweltbiotechnologie sind Bakterien und Pilze. Diese sind vielfach vergesellschaftet mit Pflanzen oder lichtausnutzenden (phototrophen) Mikroorganismen. In nahezu allen praktisch bewährten umweltbiotechnologischen Verfahren spielen die Umsetzungen von unterschiedlichsten Mikroorganismen nebeneinander oder miteinander die entscheidende Rolle. Oftmals sind diese Organismen nicht frei beweglich wie im Wasser, sondern auf einer natürlichen Matrix (Bodenpartikel, Sand etc.) in dünnen Schichten fixiert (Biofilmbildung). Auch in diesen Biofilmen finden die Reaktionen zum Abbau (zum Beispiel eines organischen Schadstoffes) in Organismen-Gemeinschaften (Biozönosen) statt. Die komplizierten Verhältnisse der biochemischen und biologischen Interaktion und auch Kommunikation zwischen den Reaktionspartnern sind noch längst nicht alle erkannt und verstanden, auch wenn z.B. in der Abwasser- und Bodenreinigung das biotechnologische Prinzip zum „Schadstoffabbau“ bereits lange erfolgreich technisch genutzt wird.

In Abbildung 2 sind die Arbeitsfelder der Umweltbiotechnologie dargestellt. Mit Schadstoffen belastete Abwässer, Grundwässer, Böden, Sedimente und auch belastete Luft lassen sich nach ingenieurtechnischen Prinzipien effektiv und mit gutem Erfolg behandeln. Die biologische Abwasserreinigung ist das beste Beispiel für einen in großem Maßstab effektiv genutzten umweltbiotechnologischen Prozess.

Großflächige oder großräumige Kontaminationen (in Oberflächengewässern, in Grundwässern, in Landschaften) sind unter ökonomischen Aspekten meistens nicht ingenieurtechnisch zu behandeln. Hier wird mit dem Faktor Zeit gearbeitet, die natürlichen Abbau- und Selbstreinigungsprozesse werden durch einfache technische Maßnahmen unterstützt. Diese „ökotechnischen“ Prozesse aktivieren sowohl die Leistungen der vor Ort vorkommenden Mikroorganismen als auch die der Pflanzen (Bioremediation, Phytoremediation u.a.). Auch in diesem Fall werden die Erkenntnisse der Biotechnologie angewendet.

Umweltbiotechnologie in Europa: Trends und Entwicklungen

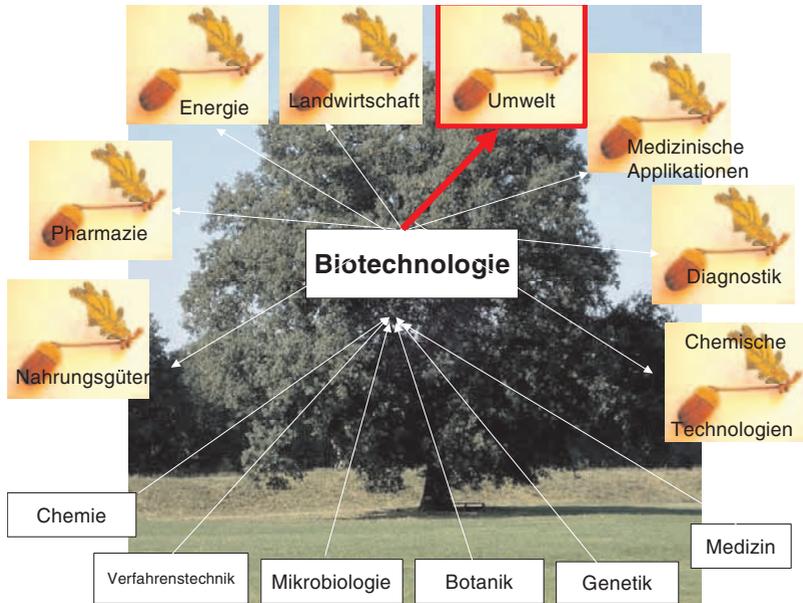


Abbildung 1: Biotechnologie, deren Grundlagen und Anwendungsgebiete.

Arbeitsfelder der Umweltbiotechnologie

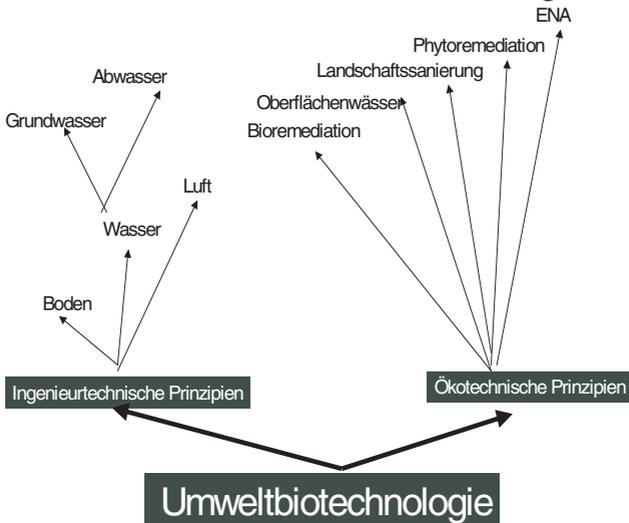


Abbildung 2: Arbeitsfelder der „klassischen“ Umweltbiotechnologie.

Umwelbotechnologie in der europäischen Gemeinschaft

Die Europäische Kommission

Das Generaldirektorat „Umwelt“ bei der Europäischen Kommission¹ berücksichtigt in den einzelnen Hierarchien (Direktorate) alle nur denkbaren umweltrelevanten Aspekte (wie z.B. Energie und Umwelt, Schutz der Gewässer und Meere u.a.). Bei jeder dieser Aktivitäten können biotechnologische Prinzipien eine Rolle spielen, müssen aber nicht, da vielfach andere Technologien z.B. auf physikalischer oder chemischer Grundlage besser geeignet sein können.

In Rahmenprogrammen (für das Jahr 2008 gilt das Rahmenprogramm 7 *Cooperation Work Programme 2008 Environment, including climate change*) werden die jeweils ausgewählten Aktivitäten definiert und das Budget zur Unterstützung festgeschrieben. Beispielhaft finden sich im Rahmenprogramm 7 in der Unteraktivität 6.3.1 die „Umwelttechnologien“, definiert durch die Beschreibung: „*Technologien für die Beobachtung, die Vorsorge, die Anpassung, die Entlastung, die Sanierung, und Restauration der natürlichen und durch den Menschen geformten Umwelt*“. Das für 2008 geplante Budget betrug 39 Mio. €. Hier finden sich – neben anderen – auch die umwelbotechnologischen Aktivitäten wieder.

Ein Hauptwerkzeug der Arbeit sind die Netzwerke verschiedener Partner, die sehr spezifisch ausgerichtet sind. Hierfür ein Beispiel: Das Netzwerk mit dem Acronym „ModelPROBE“ (*Model driven Soil Probing, Site Assessment and Evaluation*) wird vom Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung UFZ in Leipzig koordiniert und führt 15 Partner aus 8 europäischen Ländern und Russland zusammen. Es soll nicht verschwiegen werden, dass in vielen Fällen der Koordinations- und Reiseaufwand trotz der Nutzung moderner Informationstechnologien enorm ist. Die normale Kommunikationssprache ist Englisch.

PEER: Ein europäisches Netzwerk der Umweltforschung

In den Ländern der Europäischen Union gibt es eine Vielzahl von Forschungseinrichtungen, die sich ausschließlich oder in wesentlichen Teilen ihrer Forschungsarbeit auf Umweltfragen konzentrieren. Es lag nahe, diese Aktivitäten zu vernetzen und sowohl für eine gegenseitige Information als auch eine Abstimmung der Forschungsthemen zu sorgen. In Abbildung 3 sind die europäischen außeruniversitären Forschungszentren aufgeführt.

¹ <<http://ec.europa.eu/dgs/environment/directory.htm>>.

Large interdisciplinary and extra-university research centres in Europe dedicated exclusively to environmental research

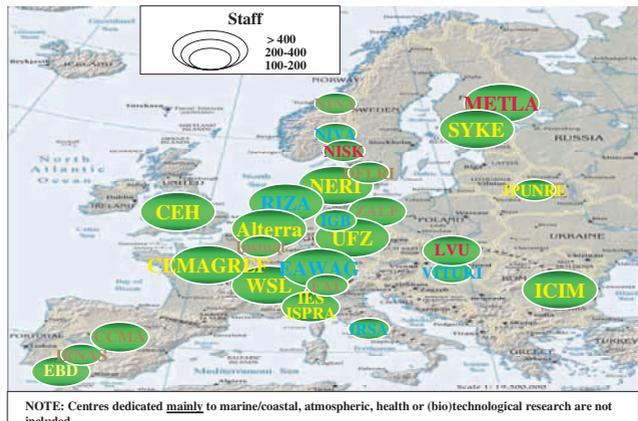


Abbildung 3: Europäische außeruniversitäre Forschungszentren mit dem Schwerpunkt „Umweltforschung“ (Quelle: <<http://peer-initiative.org/html>>).

Im Jahre 2001 wurde die „Partnership for European Environmental Research PEER“² mit den Partnern

- ALTERRA – Green World Research Centre (The Netherlands)
- CEH – Centre for Ecology and Hydrology (United Kingdom)
- NERI – National Environmental Research Institute (Denmark)
- SYKE – Finnish Environment Institute (Finland)
- UFZ – Centre for Environmental Research (jetzt: Helmholtz-Center for Environmental Research UFZ) (Germany)

² <<http://peer-initiative.org/html>>.

gegründet. Heute vernetzt PEER über 3000 Wissenschaftler, denen ein Budget > 200 Mio. € zur Verfügung steht. Die Schwerpunkte der Forschungsthemen und Netzwerke lassen sich zusammenfassen:

- Biodiversität und Naturschutz,
- Landschaftsplanung und Management,
- Aquatische Ökosysteme und nachhaltiges Wassermanagement,
- Kontaminierte Umwelt- und Risikoabschätzung sowie Sanierungsstrategien,
- Globale Veränderungen,
- Politikanalyse und Entscheidungshilfen.

EFB European Federation of Biotechnology

Eine gewisse beeinflussende Rolle für die Entwicklung der Umweltbiotechnologie im europäischen Rahmen ist der EFB European Federation of Biotechnology zuzuschreiben. Diese hat mit der „Sektion für Umweltbiotechnologie“³ ein Sprachrohr, dessen Hauptaktivität das renommierte internationale ESEB European Symposium of Environmental Biotechnology ist. Zusammen mit der ISEB (International Society of Environmental Biotechnology) und der JSEB (Japanese Society of Environmental Biotechnology) organisiert, fand im Jahre 2006 ein internationales Symposium zur Umweltbiotechnologie in Leipzig statt. Das nächste europäische Symposium wird voraussichtlich im Jahre 2010 in Gent-Belgien stattfinden.

Perspektivische Entwicklungen

Aus heutiger Sicht lassen sich bis zum Jahre 2010 die Themen der Umweltpolitik in der EU auf die 4 folgenden Schwerpunkte konzentrieren:

- Klima-Änderungen,
- Natur und Biodiversität,
- Umwelt und Gesundheit,

³ <[http://www.efb-central.org/index.php/Main/section on environmental biotechnology](http://www.efb-central.org/index.php/Main/section%20on%20environmental%20biotechnology)>.

- Natürliche Ressourcen und Abfall.

Hinsichtlich Forschung und Entwicklung lassen sich im Einzelnen für die klassische Umweltbiotechnologie folgende Schwerpunkte der zukünftigen Arbeiten prognostizieren, die gleichzeitig wissenschaftliche Herausforderungen sind:

- Neu erkannte Schadstoffwirkungen verwendeter Chemikalien,
- Bodenstrukturzerstörung,
- Grundwasserkontaminationen,
- biologische Kontaminationen,
- Entwicklung von exportfähigen Einfachtechnologien,
- Entwicklung von neuen Schnelltests- und Bestimmungs-Methoden.

Die Erweiterung der Anwendungsfelder der Umweltbiotechnologie

Die „klassische Umweltbiotechnologie“ ist auf die Beseitigung von Altlasten ausgerichtet oder letzter Teil einer Produktionslinie („end of the pipe“). Es liegt nahe, die Möglichkeiten biologischer Technologien so einzusetzen, dass keine umweltbelastenden Abprodukte entstehen, keine fossilen Rohstoffe genutzt werden und ganze Produktionslinien nach neuen Prinzipien so gestaltet werden, dass Ökonomie und Ökologie sich ergänzen. Damit ist der Umweltgedanke direkt in die Produktion einbezogen im Sinne der Begriffserweiterung „Biotechnologie für die Entlastung der Umwelt“.

In den letzten Jahren wurden neue populäre Begriffe geprägt:

- „weiße“ Biotechnologie (Nutzung nachwachsender Rohstoffe, umweltfreundliche Technologien),
- „rote“ Biotechnologie (medizinischer Sektor),
- „blaue“ Biotechnologie (Nutzung von marinen Mikroorganismen oder Wirkstoffen aus marinen Organismen),
- „grüne“ Biotechnologie (Wirkstoffe aus Pflanzen, genetische Pflanzenveränderungen).

Die Felder der „weißen“ Biotechnologie umfassen im Wesentlichen:

- externe Zellprodukte,
- neue Materialien,
- intrazelluläre Produkte,
- Biokatalyse,
- Biotransformationen,
- Biosensoren.

Technische Applikationen mit einem nachweisbaren Effekt auf eine Energieeinsparung, die Minderung des Wasserverbrauchs, die Vermeidung von Abprodukten u.a. sind beispielhaft beschrieben für die

- Biokraftstoffherstellung,
- Waschmittelherstellung und –anwendung,
- Textilindustrie (Jeansbehandlung: „Stone washed“),
- Vitaminsynthese.

Die Umweltaspekte in der "weißen" (industriellen) Biotechnologie

Wenn anwendbar, ergeben biotechnologische Prozesse Vorteile:

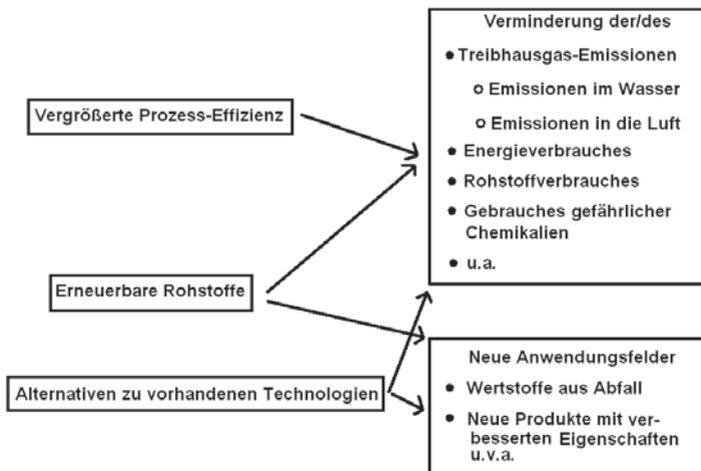


Abbildung 4: Umweltaspekte der „weißen“ Biotechnologie.

In Abbildung 4 sind einige der positiven Umweltaspekte biotechnologischer Prozesse zusammengefasst worden.

Die europäische Chemieindustrie hat zusammen mit der EU im Jahre 2004 eine Initiative zur Anwendung biotechnologischer Prinzipien gestartet (EuropaBio).⁴ In dieser Initiative wird in bemerkenswerter Weise der komplexe Zusammenhang zwischen Produktion, soziologischen Aspekten und globalen Problemen betrachtet (Schema siehe Abb. 5). Beispielhaft sollen einige durch die EU geförderte besondere Aktivitäten zur „weißen“ Biotechnologie herausgehoben werden:

- **European Technology Platform on Sustainable Chemistry**
Ziel: Chemieindustrie und Biowissenschaften – Aspekte der Nachhaltigkeit
- **ETAP Environmental Technology Action Plan**
Ziel: Nachhaltige Entwicklungen und Wirkungen auf die Gesellschaft
- **European Plant Genomics and Biotechnology Platform**
Ziel: Biobasierte Ökonomie ohne Abfälle und Emissionen

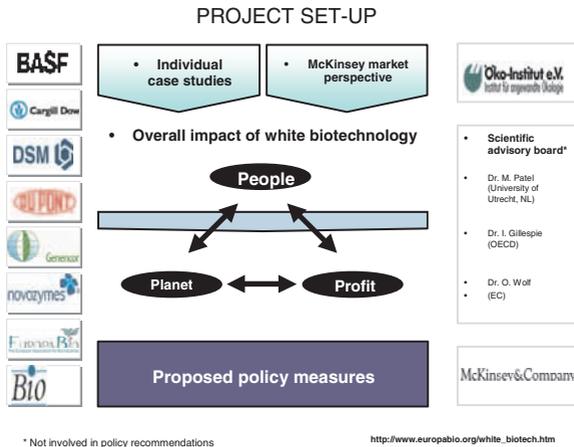


Abbildung 5: „Weiße“ Biotechnologie in Europa. Quelle: http://www.europabio.org/white_biotech.htm.

⁴ http://www.europabio.org/white_biotech.htm.

Fazit

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Aspekt "Biotechnologie für die Entlastung der Umwelt" eine Weiterentwicklung der ursprünglichen Idee ist, Schadstoffe, die in die Umwelt gelangt sind, nachhaltig zu beseitigen. Diese „klassische“ Umweltbiotechnologie hat jedoch noch immer eine große Bedeutung und wird stetig weiterentwickelt. Besonders in den so genannten Entwicklungs- und Schwellenländern nehmen die Verunreinigungen von Boden und Wasser enorm zu, da das Wirtschaftswachstum zu einem großen Teil auf Kosten der Umwelt erfolgt. Daraus ergibt sich für die europäische Wirtschaft eine große Chance: Die in Europa entwickelten Technologien sind an die spezifischen Bedingungen der Entwicklungs- und Schwellenländer anzupassen und zu exportieren. Damit ist mit europäischen Erfahrungen ein Wissenstransfer möglich, der globale Probleme vermindern kann. Diese die Grenzen sowohl von Wissenschaft als auch Politik überschreitende Idee würde die direkte Umsetzung Humboldtschen Gedankengutes sein.